

david klammer | photographer
portfolio

magazines and editorials

Iris Apé (dunkle Haare) suchte jahrelang, bis sie endlich ihre Halbschwester Christiane fand – das Kind ihres Vaters, eines SS-Offiziers, und einer französischen Frau (siehe auch Seite 48)



FÜGUNG

Der besondere

36 GEOWISSEN 2011

Zwei Halbschwestern, die sich nach Jahrzehnten zum ersten Mal sehen; ein LKW, der Vollstreckung abgewendet werden kann: In solchen Momenten bleibt für Menschen



Moment

VON DAVID KLAMMER (FOTOS) UND
SEBASTIAN WITTE (TEXTE)

ur Zentimeter vor einer jungen Frau zum Stehen kommt; eine Zwangsversteigerung, die kurz vor der
ie Welt gleichsam stehen, wissen sie, was es heißt, dem Schicksal zu begegnen



WOLFGANG BUDIG, UNTERHACHING
**Herz Nummer vier brachte
die Rettung**

Mit 28 Jahren erlitt Wolfgang Budig den ersten Herzinfarkt: Aufgrund eines Gendefekts hatte sich ein Blutgerinnsel gebildet. Elf Jahre später, im Februar 2008, brach er erneut zusammen. Als er auf der Intensivstation erwachte, lagen auf seinem Bauch zwei künstliche Herzkammern aus Hartplastik, angetrieben von einem Druckluftmotor. Der tat, was das alte Herz nicht mehr vermochte: Er pumpte das Blut durch seinen Körper. Budig stand nun an der Spitze der Warteliste für



Organspenden – quälende drei Monate lang. Am 27. Mai 2008 dann die Nachricht: Ärzte hatten ein Spenderherz gefunden. Laborwerte, Pumpfunktion, Blutgruppe, Alter und Größe stimmten. Doch kurz nach der Entnahme stellte sich heraus, dass das Organ verkalkt war, es hätte nicht lange geschlagen.

Anderthalb Wochen später das nächste Herz: Wieder lag Budig desinfiziert in seinem Zimmer, bereit für die Narkose. Aber kurz vor der Operation fand man heraus, dass das Spender-

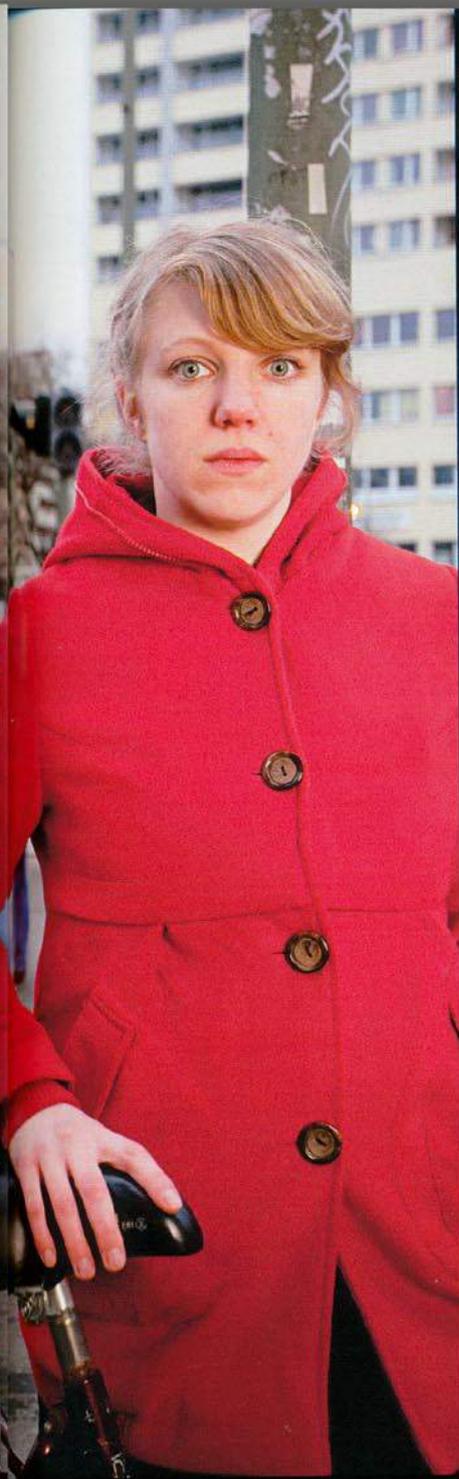
herz nicht zu seinem Immunsystem passte und eine Abstoßung drohte. Auch ein drittes Organ kam nicht infrage – eine Herzkammer war krankhaft vergrößert. Dann endlich, am 21. Juni 2008, kam es zur erfolgreichen Verpflanzung. Doch Budigs Organismus war so geschwächt, dass er mehrere Wochen mit dem Tod kämpfte. Inzwischen kann sich der heute 42-Jährige jenen Traum erfüllen, den er die ganze Zeit über hatte: mit seinem Sohn Fußball zu spielen. Wie jeder andere Vater auch.



LIA DARJES, BERLIN
**Ein Tag
im Dezember**

Diesen Tag kurz vor Weihnachten 2009 wird Lia Darjes nie vergessen: Die Berlinerin war mit dem Fahrrad unterwegs, um ein Weihnachtsgeschenk für ihre Mutter zu besorgen.

Es hatte das erste Mal geschneit, an einigen Stellen bedeckte Schneematsch die Straßen, es war dämmerig, aber sie hatte Licht. Ihre Route führte sie durch einen Kreisverkehr, in dem der Fahrradweg Teil der Straße ist. Ein Lastwagen



fuhr in diesem Moment an Lia Darjes vorbei, bremste unvermittelt und bog direkt vor ihr rechts ab. Die Radfahrerin bemerkte er nicht, schnitt ihren Weg ab und nahm ihr die Vorfahrt.

Die damals 25-jährige versuchte noch zu bremsen. Aber sie stürzte auf der glatten Fahrbahn und rutschte unter den Lkw – genau hinter dessen Vorderräder. Hellwach, sagt sie, habe sie sich in dem Moment gefühlt. Und: Sie

habe fest damit gerechnet, im nächsten Augenblick überrollt zu werden. Doch ein Passant, der die Situation beobachtet hatte, stellte sich geistesgegenwärtig vor den Lastwagen auf die Straße. Der Fahrer stoppte im letzten Moment. Lia Darjes hatte ein Loch in der Hose und einen blauen Fleck am Knie, war ansonsten aber unverletzt.

Die Hinterräder des Lkw waren wenige Zentimeter von ihrem Kopf entfernt zum Stehen gekommen.



**SABINE UND THOMAS HEILIG,
BAD OEYNHAUSEN**
**Rettung in letzter
Minute**

Für Sabine und Thomas Heilig kippte der Traum vom eigenen Haus schon bald nach dem Einzug. Schnell zeigte sich, dass ihr Heim voller Mängel war: die Wände schief, die Abflüsse verstopft, der Keller feucht, ein Fenster ließ sich nicht öffnen. Weil sich das Paar aus Bad Oeynhausen vor Gericht nicht gegen die Baufirma durchsetzen konnte, musste es die Schäden weitgehend selbst beheben lassen – für mehrere Zehntausend Euro. Als daraufhin die Raten für den Hauskredit nicht mehr



bedient werden konnten, kündigte die Bank das Darlehen und leitete die Zwangsversteigerung ein.

Die Eheleute schliefen kaum noch, litten unter Angstzuständen. Mehrfach kamen Kaufinteressenten, verfolgten die Renovierungsarbeiten, erkundigten sich nach dem Zustand der Einrichtung.

Die Auktion scheiterte zunächst, da niemand bereit war, den geforderten Mindestpreis zu zahlen. Doch die Bank trieb

den Verkauf weiter voran. Als sie schließlich einen Käufer fand, blieben dem Paar nur wenige Tage, ihr Heim zu verlassen. Daraufhin entschloss sich Sabine Heilig, ihr Lotto-Abonnement zu kündigen. Doch einen Tag vor dem Ablauf des Abos gewann das Los 125 000 Euro. Und genau zwei Stunden vor dem Notartermin, auf dem der Zwangsverkauf des Hauses besiegelt werden sollte, traf der Gewinn auf dem Konto ein.



PETRA LÖNNE, NORTHEIM
Der Fund ihres Lebens

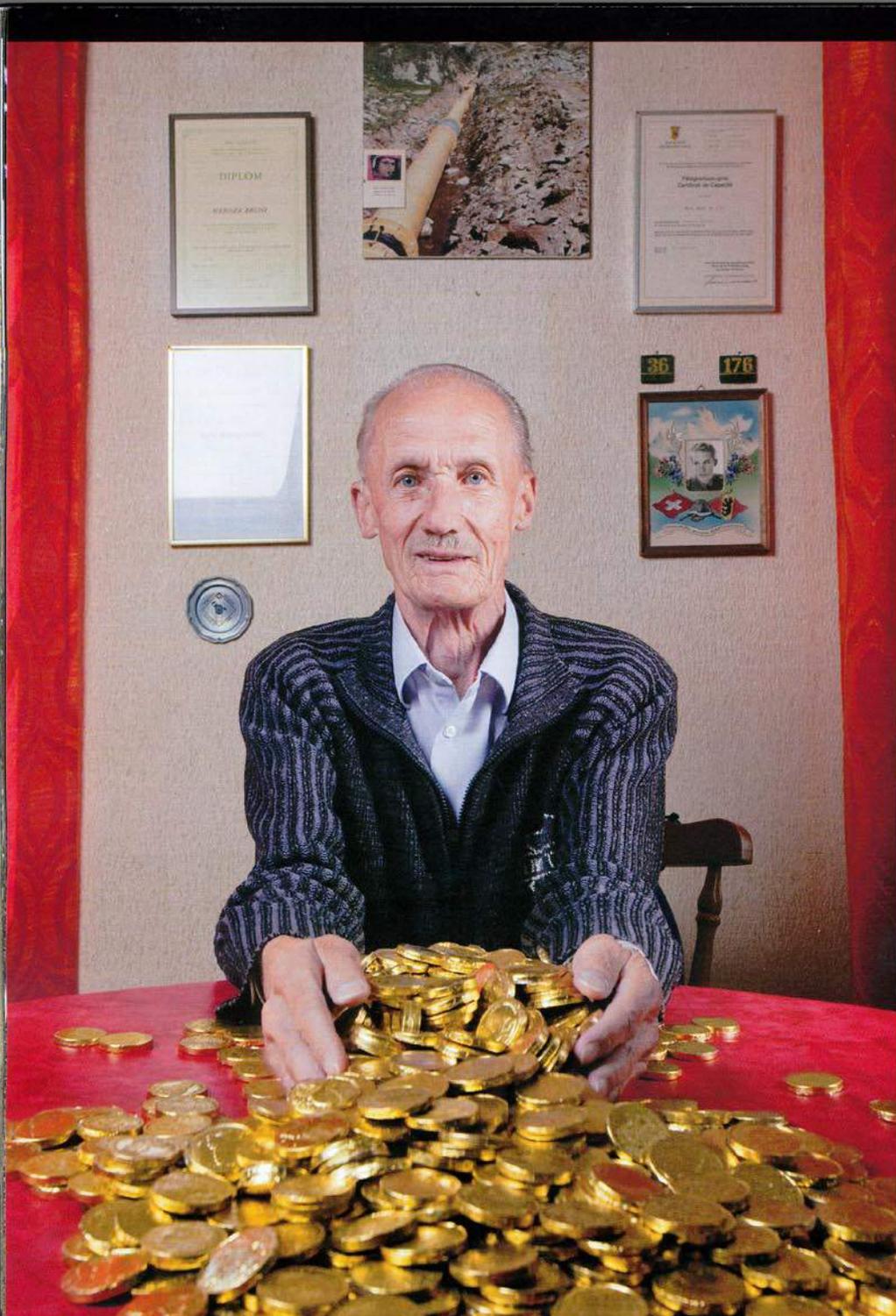
Jahrelang arbeitete Petra Lönne für Museen und Grabungsprojekte. Zwischendurch war die promovierte Archäologin kurzzeitig arbeitslos, bis sie eine ABM-Stelle als Kreisarchäologin in Northeim übernahm. 2008 präsentierte ihr ein Hobbyarchäologe ungewöhnliche Funde aus einem Waldstück: eiserne Speerspitzen, Katapultbolzen, eine Pionierschaufel sowie einen speziellen Hufschutz für Maultiere. Petra Lönne erkannte sofort, dass die Gegenstände römischen Ursprungs



waren. Noch nie waren solche Artefakte am Rande des Westharzes gefunden worden.

Gemeinsam mit Kollegen begann sie zu graben und stieß unter anderem auf Hunderte Schuhnägel, Pfeil-, Speer- und Lanzenspitzen sowie eine Münze mit dem Konterfei des römischen Kaisers Commodus (161–192 n. Chr.). Es war ein riesiges antikes Schlachtfeld – und eine archäologische Sensation: Die Objekte zeugen von einem heftigen Gefecht zwischen

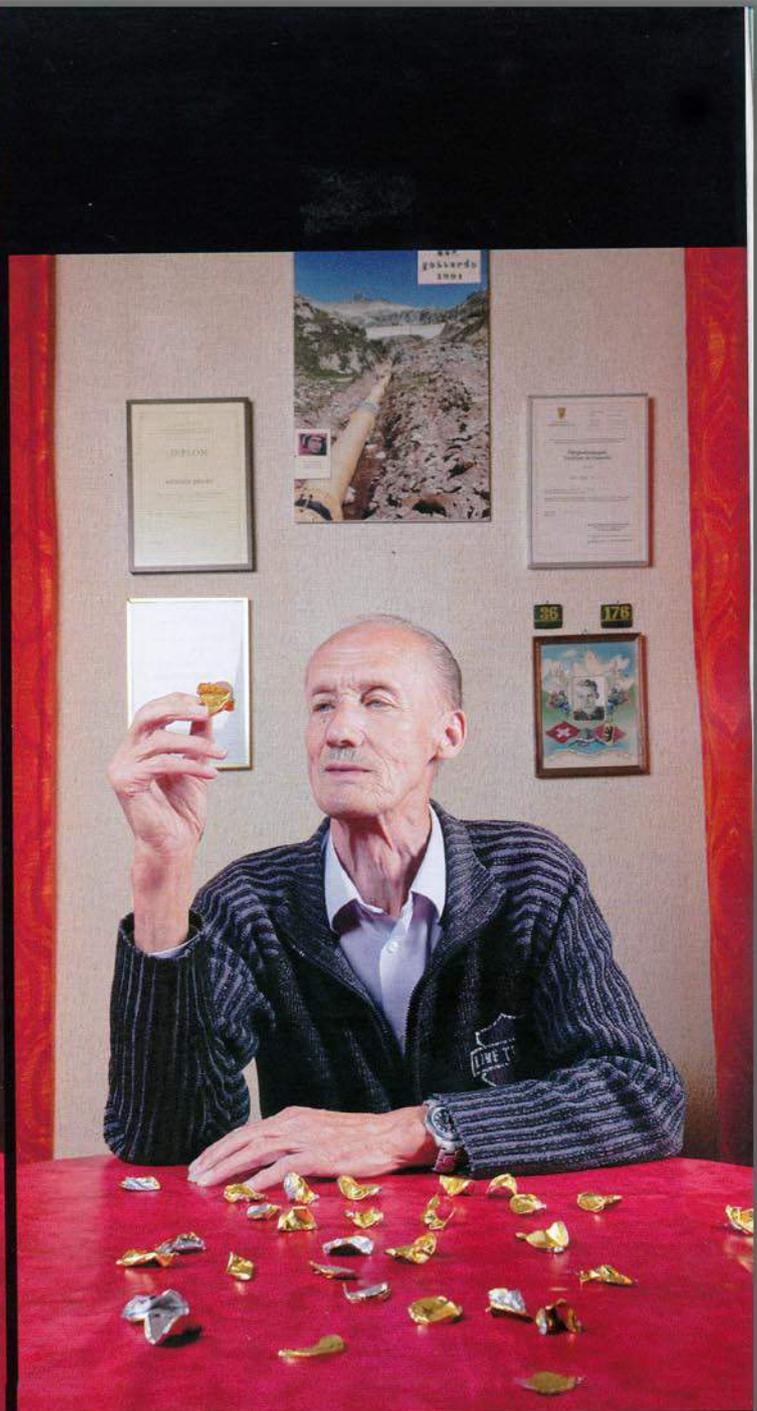
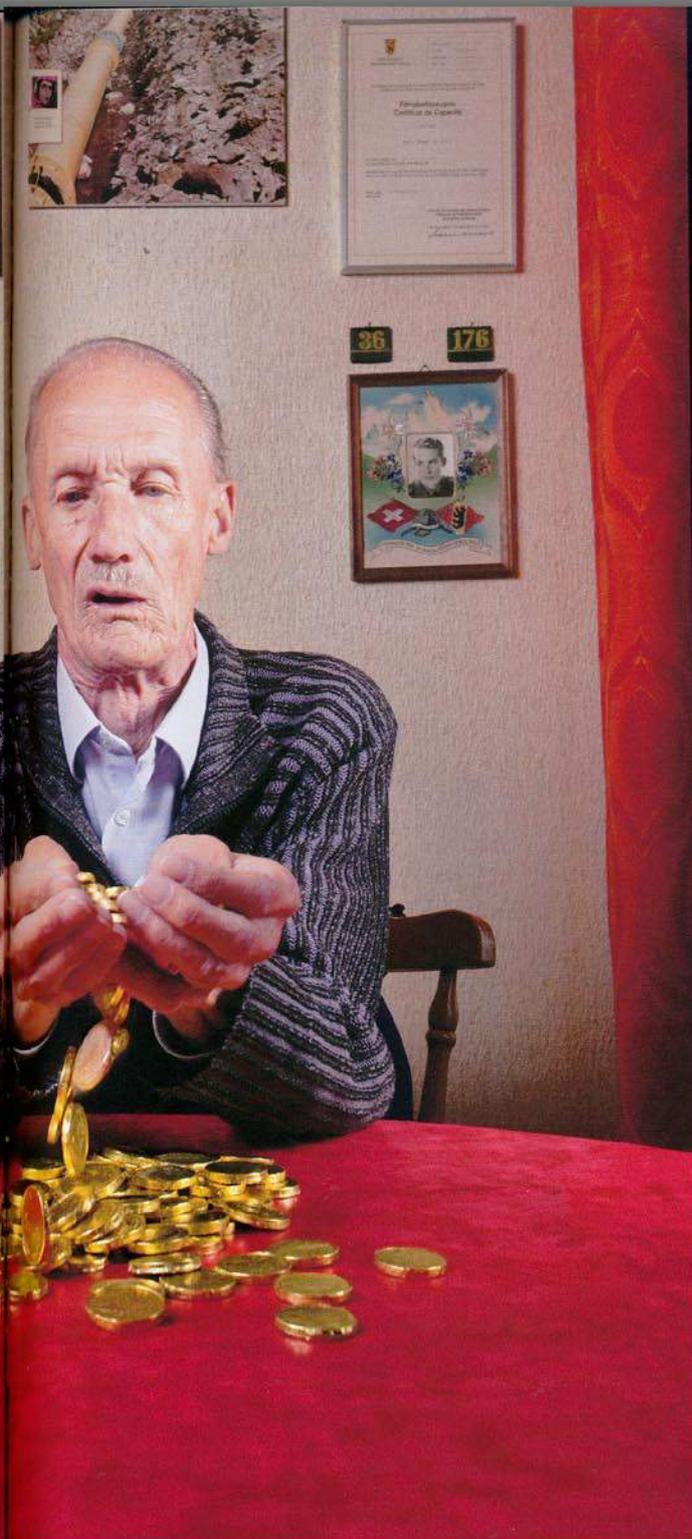
Römern und Germanen im 3. Jahrhundert. Sie sind der Beweis, dass die Römer sich – anders als bis dahin angenommen – noch lange nach der verheerenden Niederlage in der Varus-Schlacht (9 n. Chr.) in den germanischen Gebieten bis zur Elbe aufgehalten haben. Seit drei Jahren koordiniert Petra Lönne das Grabungsprojekt, stellt Anträge für Forschungsvorhaben, hält Vorträge. Der Jahrhundertfund hat ihr Leben verändert. Und eine feste Stellung als Kreisarchäologin hat sie nun auch.



WERNER BRUNI, BERN Der fatale Gewinn

2, 11, 15, 29, 33, 40: Diese Zahlen machten den Installateur Werner Bruni 1979 zum ersten Schweizer Lottokönig. Knapp 1,7 Millionen Franken betrug sein Gewinn. Doch den plötzlichen Reichtum verkraftete er nicht. Wochenlang belagerten ihn Journalisten, wollten wissen, wie er sich fühle, was er nun vorhabe, wie sich sein Leben ändere.

Für Bruni war das jähe Interesse eine Last. Er war verunsichert, wem er noch trauen konnte. Ständig riefen ihn Men-



schen an, fragten, ob er Vereine oder Firmen mit einer Spende unterstützen könnte. Und fast jeder im Ort neidete ihm den Gewinn: Arbeitskollegen demolierten sein Auto, rissen den Spiegel ab, legten ihm spitze Schrauben vor die Räder.

Dabei prahlte der heute 75-Jährige nicht mit seinem Geld. Kaufte sich kein großes Haus, sondern investierte in einen Wohnblock mit zwölf Mietparteien. Doch die Immobilie war ein Fehlkauf. Wohnungen standen leer, mit der Verwaltung

der Anlage waren er und seine Frau überfordert. In sechs Jahren häufte das Ehepaar einen Plastiksack voller unbezahlter Rechnungen an. Am Ende stand der Konkurs. Alles, was Bruni besaß, wurde verkauft: Auto, Möbel, Fotoapparat, Schreibmaschine. Dann scheiterte auch noch seine Ehe.

»Das Glück hat mir alles genommen«, sagt er. Es dauerte lange, bis sich Bruni wieder fing. Bis er wieder das tat, wovon er am meisten verstand: als Handwerker zu arbeiten.



IRIS APÉ, DÜSSELDORF, UND IHRE HALBSCHWESTER CHRISTIANE

Das Geheimnis des Vaters

Von klein auf wünschte sich Iris Apé eine Schwester. Das war auch noch so, als sie 2009 begann, alte Familienfotos ihres verstorbenen Vaters durchzusehen. Dabei stieß sie auf knapp 70 Jahre alte Feldpostbriefe, die ihr Vater von einer Französin erhalten hatte: Schreiben, in denen die Frau berichtet, dass es ihr nach der Geburt des gemeinsamen Kindes gut gehe, dass ihre Tochter Christiane wohlauf sei.

Ihr Vater war von 1940 bis 1941 als SS-Offizier im besetzten Teil Frankreichs stationiert und danach an die russische Front verlegt worden, von der er erst 1955 heimkehrte – so viel wusste Iris Apé. Dass er in Frankreich ein Kind gezeugt hatte, offenbarte er seiner späteren deutschen Ehefrau nie.

Iris Apé wollte dieses Familiengeheimnis lüften. Mehr als zwei Jahre lang suchte sie nach ihrer Halbschwester, zunächst ohne jeden Erfolg. So wollten französische Behörden keine Auskünfte erteilen, durften deutsche Vermisstenstellen aus Datenschutzgründen nicht ermitteln.

Dann aber fand sie mithilfe eigener Recherchen, verschiedener Suchdienste und Privatpersonen heraus, dass Christiane

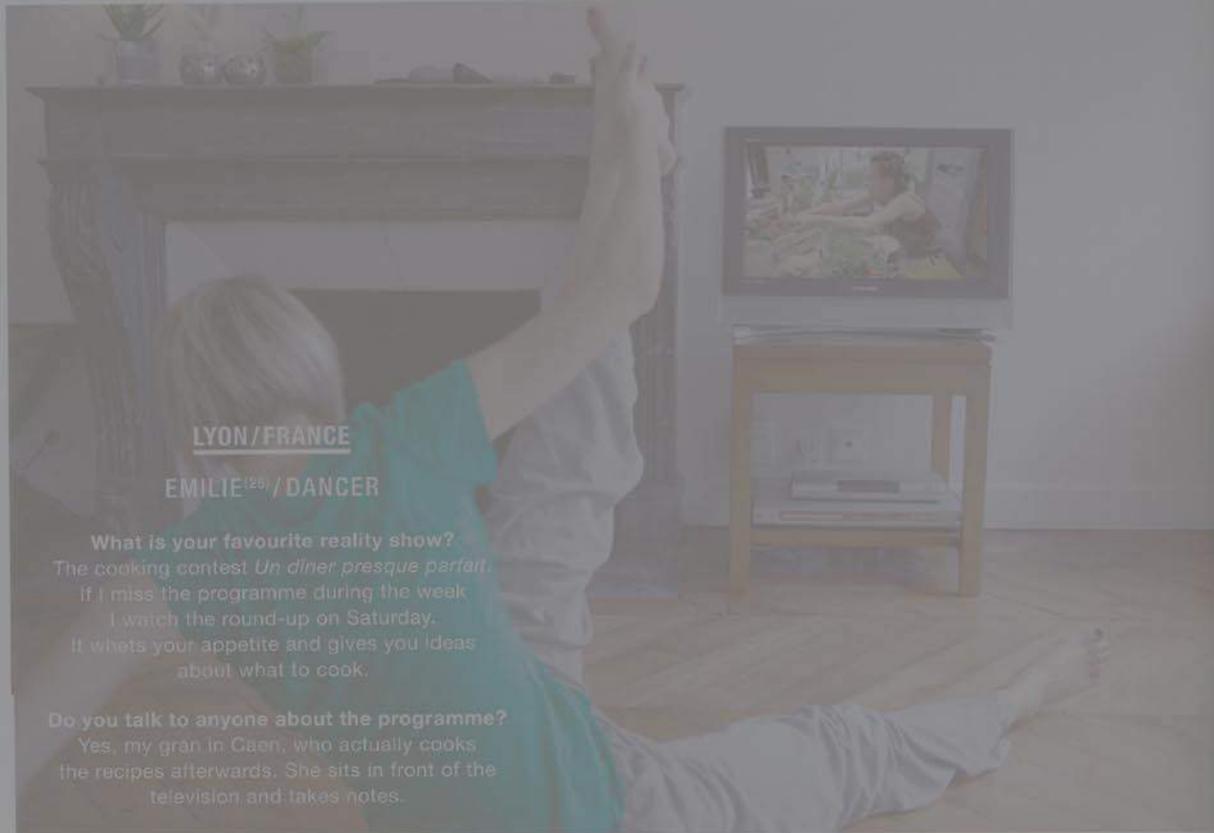
nach der Geburt über mehrere Zwischenstationen in ein süddeutsches »Lebensborn«-Heim gebracht worden war: eine Einrichtung, die unter anderem außereheliche Kinder von SS-Angehörigen an parteitreue Familien vermittelte.

Gemeinsam mit einem französischen Journalisten, der das Schicksal von Lebensborn-Kindern aufarbeitet, nahm Iris Apé die Spur auf. Durch eine Internet-Recherche stieß sie schließlich auf mehrere Frauen, die als ihre Halbschwester infrage kamen. Die ließ sie durch einen Suchdienst anschreiben – und eine von ihnen war Christiane.

Die beiden Frauen nahmen Kontakt auf, telefonierten einige Male und beschlossen, sich kennenzulernen. Ihr erstes Treffen im April 2011 erlebte Iris Apé als intensivsten Moment ihres Lebens, wie sie sagt: als Erfüllung ihres sehnlichen Wunsches nach einer Schwester. □

Der Fototermin mit den Halbschwestern hat **David Klammer** am stärksten beeindruckt. Obwohl sie sich erstmals im Leben begegneten, verhielten sie sich, als würden sie sich schon ewig kennen – und hatten, ohne sich abzusprechen, die gleiche Farbe für ihre Kleidung gewählt. Seine Bilder hat der Kölner zu Tryptychen komponiert.





LYON/FRANCE

EMILIE⁽²⁶⁾ / DANCER

What is your favourite reality show?

The cooking contest *Un diner presque parfait*.
If I miss the programme during the week
I watch the round-up on Saturday.
It whets your appetite and gives you ideas
about what to cook.

Do you talk to anyone about the programme?

Yes, my gran in Caen, who actually cooks
the recipes afterwards. She sits in front of the
television and takes notes.

NEW YORK/USA

ANJA⁽³⁴⁾ + LENARD⁽³⁶⁾ / DOCTORS, WITH OSKAR⁽¹²⁾ + EMIL⁽¹¹⁾

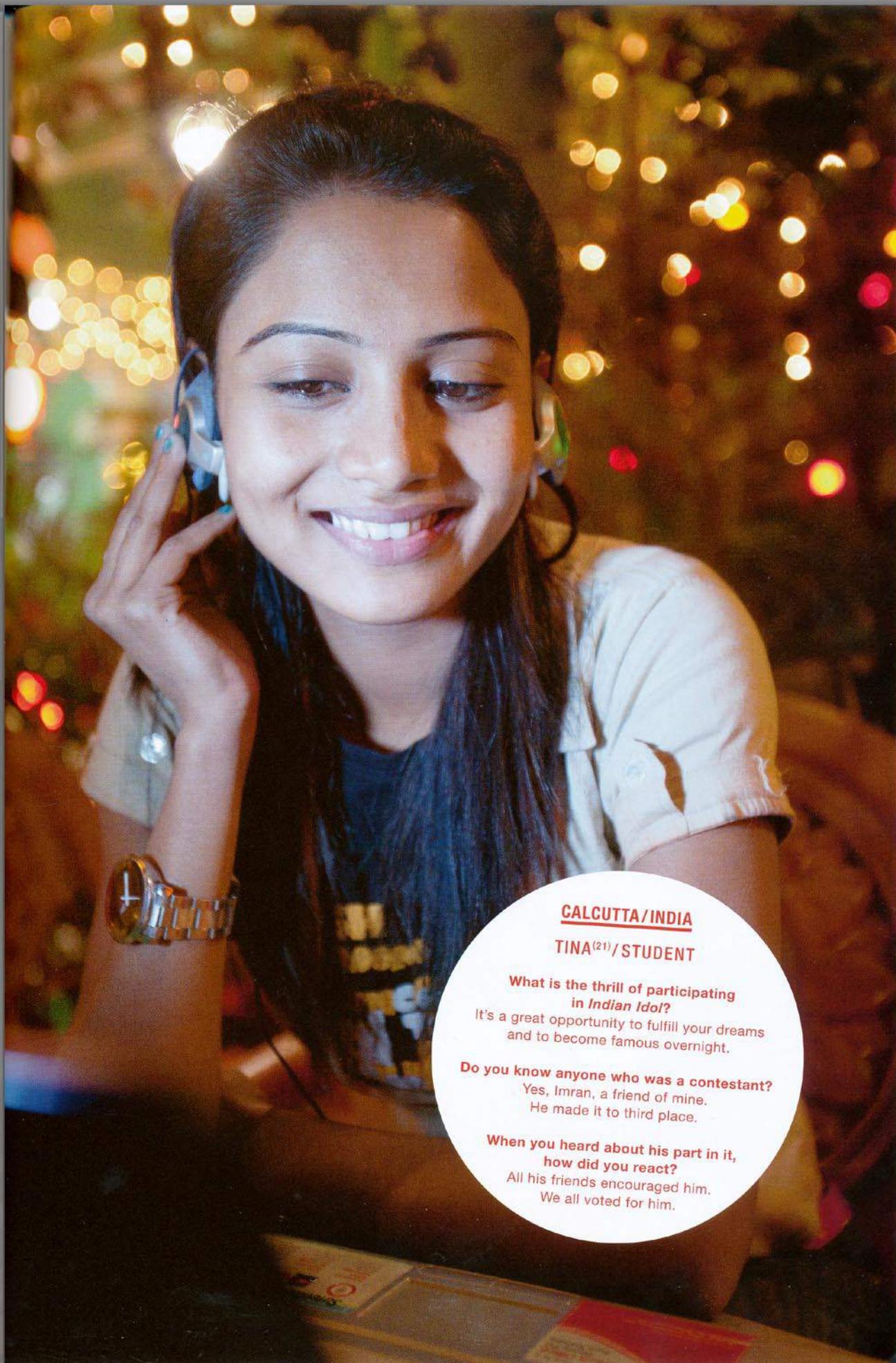
**After three years in New York, what are you looking forward
to when you soon return to Germany?**

Good old Dieter Bohlen is always great entertainment!
I look forward to *RTL Exklusiv* and *Who Wants To Be A Millionaire?*
It's a show we can let the kids watch with us.
We also watch *CSI* and *House* here and are glad that we'll be able
to keep watching them on RTL. Lenard looks forward to the sport.

And your children?

Benjamin Blümchen was a highlight of my childhood,
and Oskar is already listening to the radio plays.
He's bound to become a big fan of it on Super RTL.





CALCUTTA/INDIA

TINA⁽²¹⁾/STUDENT

**What is the thrill of participating
in *Indian Idol*?**

It's a great opportunity to fulfill your dreams
and to become famous overnight.

Do you know anyone who was a contestant?

Yes, Imran, a friend of mine.

He made it to third place.

**When you heard about his part in it,
how did you react?**

All his friends encouraged him.

We all voted for him.

LEUVEN/BELGIUM

**“WE LIKE TO WATCH
CARTOONS TOGETHER
ON CLUB RTL
ON SUNDAY MORNINGS.
IT’S SNUGGLY BEING
TOGETHER ON THE SOFA.”**

FÉ⁽¹⁰⁾ + NINÉ⁽⁷⁾ + HANNAH⁽⁶⁾ / SCHOOLCHILDREN





CALCUTTA/INDIA

**“WE WATCH *INDIA’S GOT TALENT*
WHENEVER IT’S ON.
WHEN OUR CANDIDATE LOSES, WE FEEL
THE JUDGES ARE UNFAIR AND
WE DISCUSS IT WITH OUR FRIENDS.”**

CHANDRANI⁽³⁶⁾/HOUSEWIFE, AYUSHREE⁽¹⁰⁾ + AYESHNA⁽¹⁶⁾/
SCHOOLCHILDREN + BASANTI⁽⁷⁵⁾/PENSIONER



CALCUTTA/INDIA

SOUVIK⁽⁴²⁾/DOCTOR FOR HOMEOPATHY

Where do you watch TV?

I have two TVs, one in my dining room and one in my bedroom. I go from one room to the other and don't miss a show.

Why is *Indian Idol* so successful?

TV in India normally means soap and that is very boring. But *Indian Idol* is related to the real world. If you have talent it will be revealed.

What do you like on *Indian Idol*?

It's better than Bollywood. There is more drama. People are always interested in other people's destiny, to see if they win or lose. Bollywood is not realistic. *Indian Idol* is close to real life.

How do you celebrate a candidate?

I used to go to a coffee house where all my friends would meet. We would make our picks and the person whose candidate wins would have to treat the others, like to a round of coffee or champagne.





ZAANDAM/NETHERLANDS

LIEKE⁽²³⁾ / STUDENT

Do you watch *RTL Nieuws*?
Sure, every morning.
It's a must before I go to classes.

What do you like about it?
I can start the day being informed.
And *RTL Nieuws* is kind of fresher.
As far as news is concerned,
RTL is my channel.

CALCUTTA/INDIA

**ILA⁽⁶²⁾ + NIL⁽⁷³⁾ /
HOUSEWIFE + BUSINESSMAN**

What are your TV watching habits, Ila?

I prefer to watch TV from five until six,
and nine until eleven in the evening.

I watch TV with my husband.

Sometimes my son joins us. I often
eat or chop vegetables in front of the TV.

Why do older people like to watch *Indian Idol*?

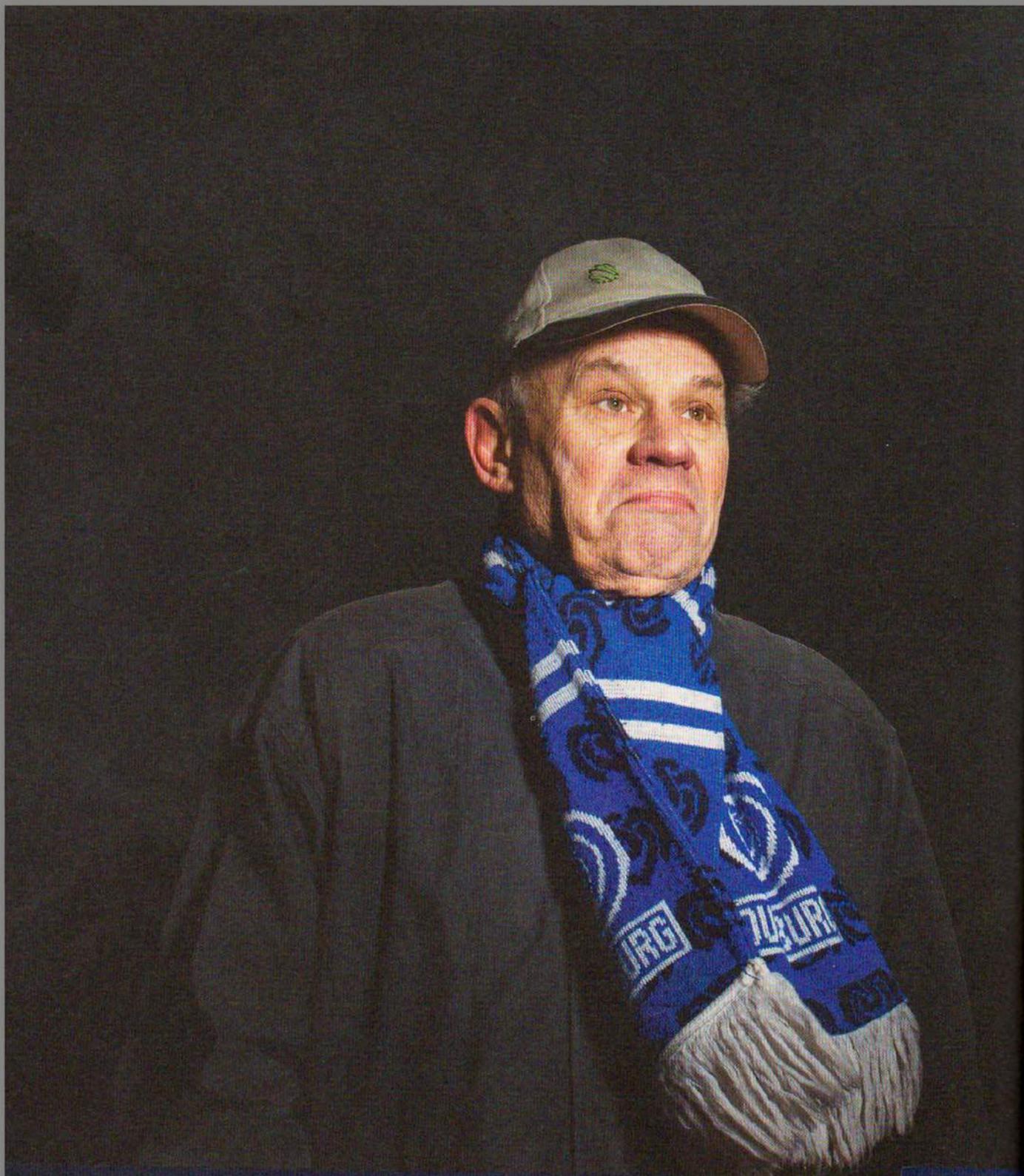
All these hidden talents of our young
generation come to light. And their lives are made.

That makes me feel good.

What is unique about the show?

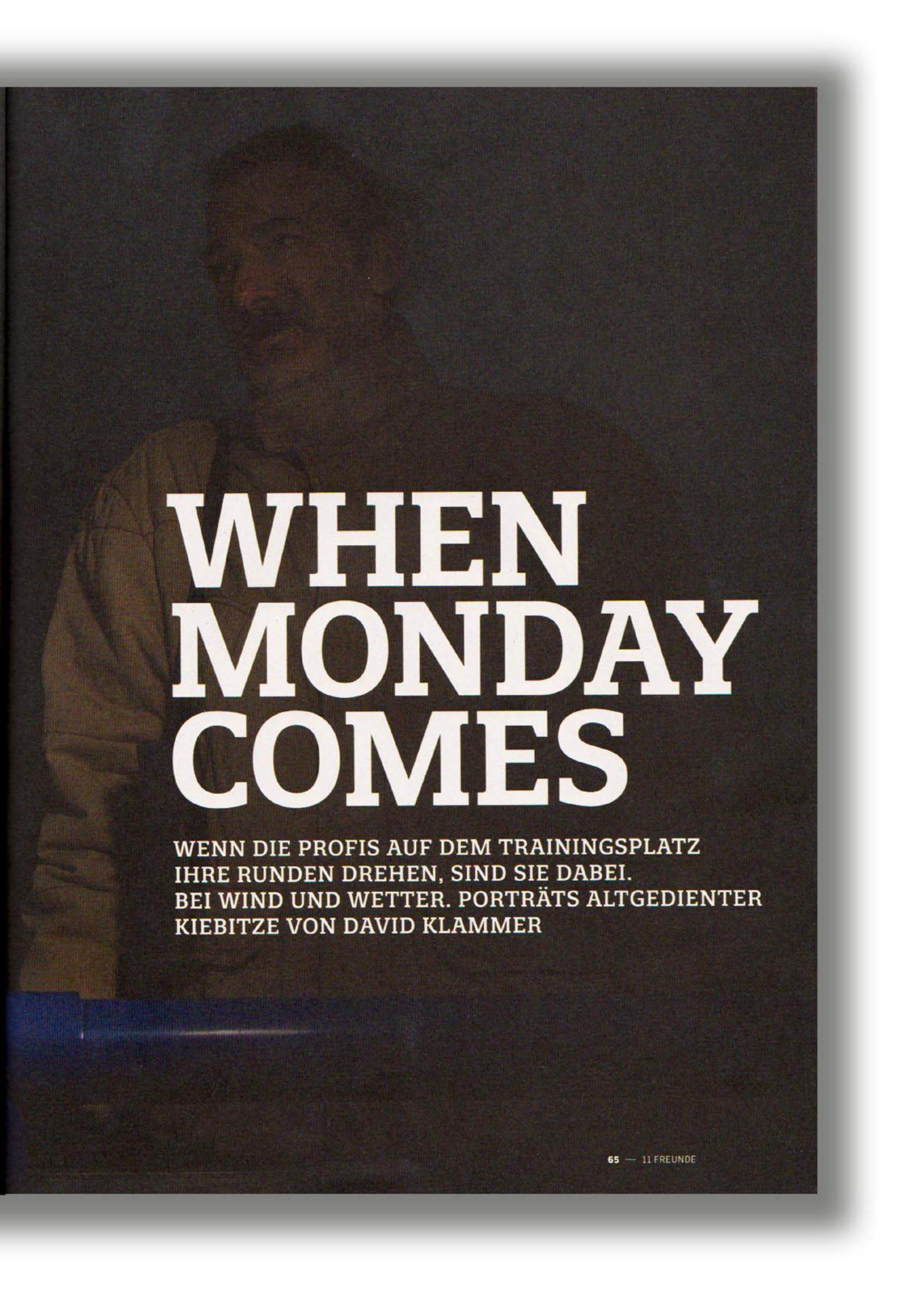
The fact that an ordinary guy from Calcutta
can make it to national TV feels like winning
the world. It is unimaginable. I like the fact
that singing and dancing alone has taken them
to such high fame.





» Meistens bin ich der Einzige, der etwas auf den Platz ruft.
Als ich mal eine Woche nicht beim Training war, kam
beim nächsten Mal der Co-Trainer und sagte: »Mensch, Friedel,
du hast uns gefehlt. War richtig still ohne dich.«

FRIEDEL GLANTSCHNIG, 72, MSV DUISBURG

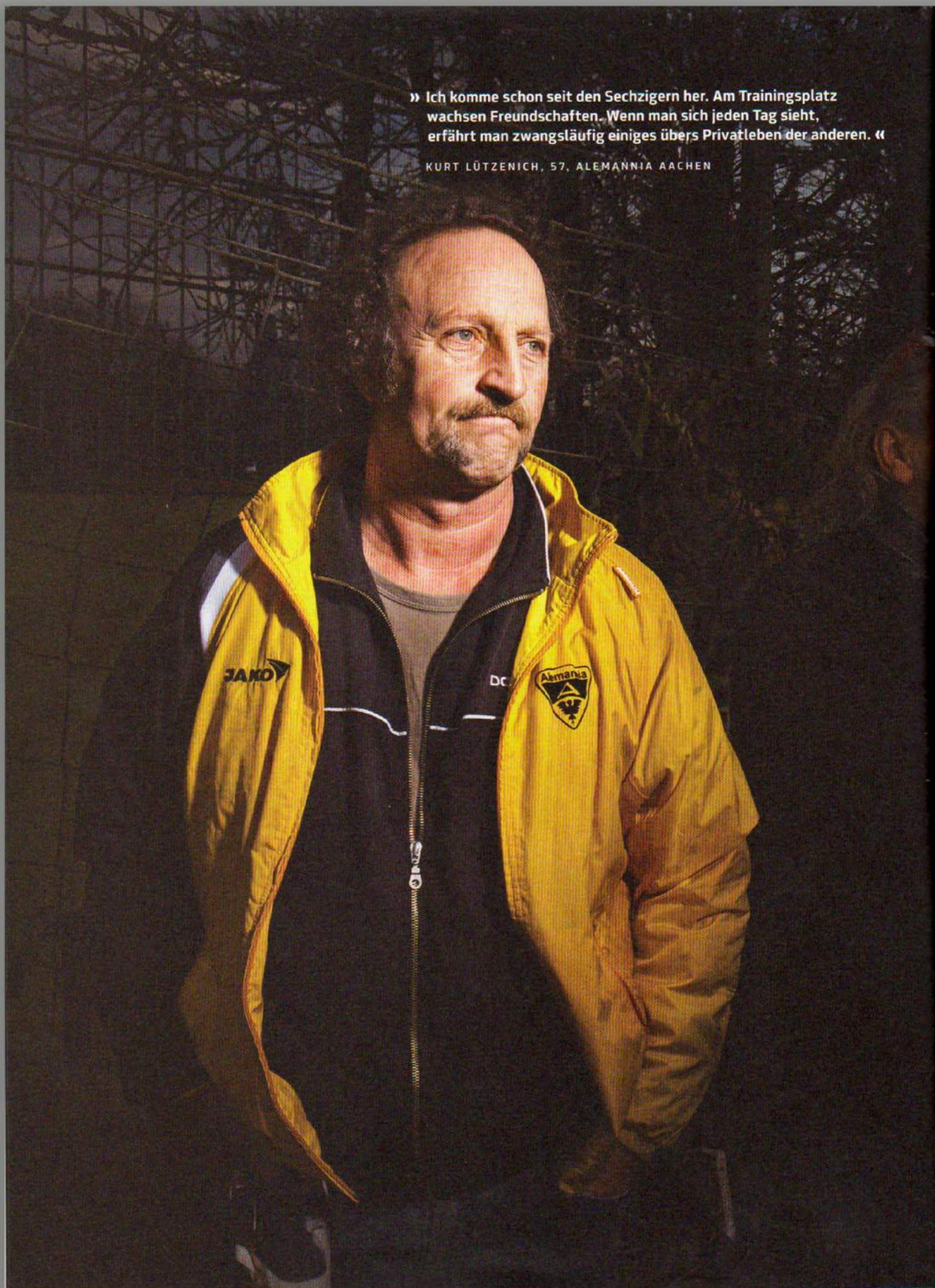


WHEN MONDAY COMES

WENN DIE PROFIS AUF DEM TRAININGSPLATZ
IHRE RUNDEN DREHEN, SIND SIE DABEI.
BEI WIND UND WETTER. PORTRÄTS ALTGEDIENTER
KIEBITZE VON DAVID KLAMMER

» Ich komme schon seit den Sechzigern her. Am Trainingsplatz wachsen Freundschaften. Wenn man sich jeden Tag sieht, erfährt man zwangsläufig einiges übers Privatleben der anderen. «

KURT LÜTZENICH, 57, ALEMANNIA AACHEN

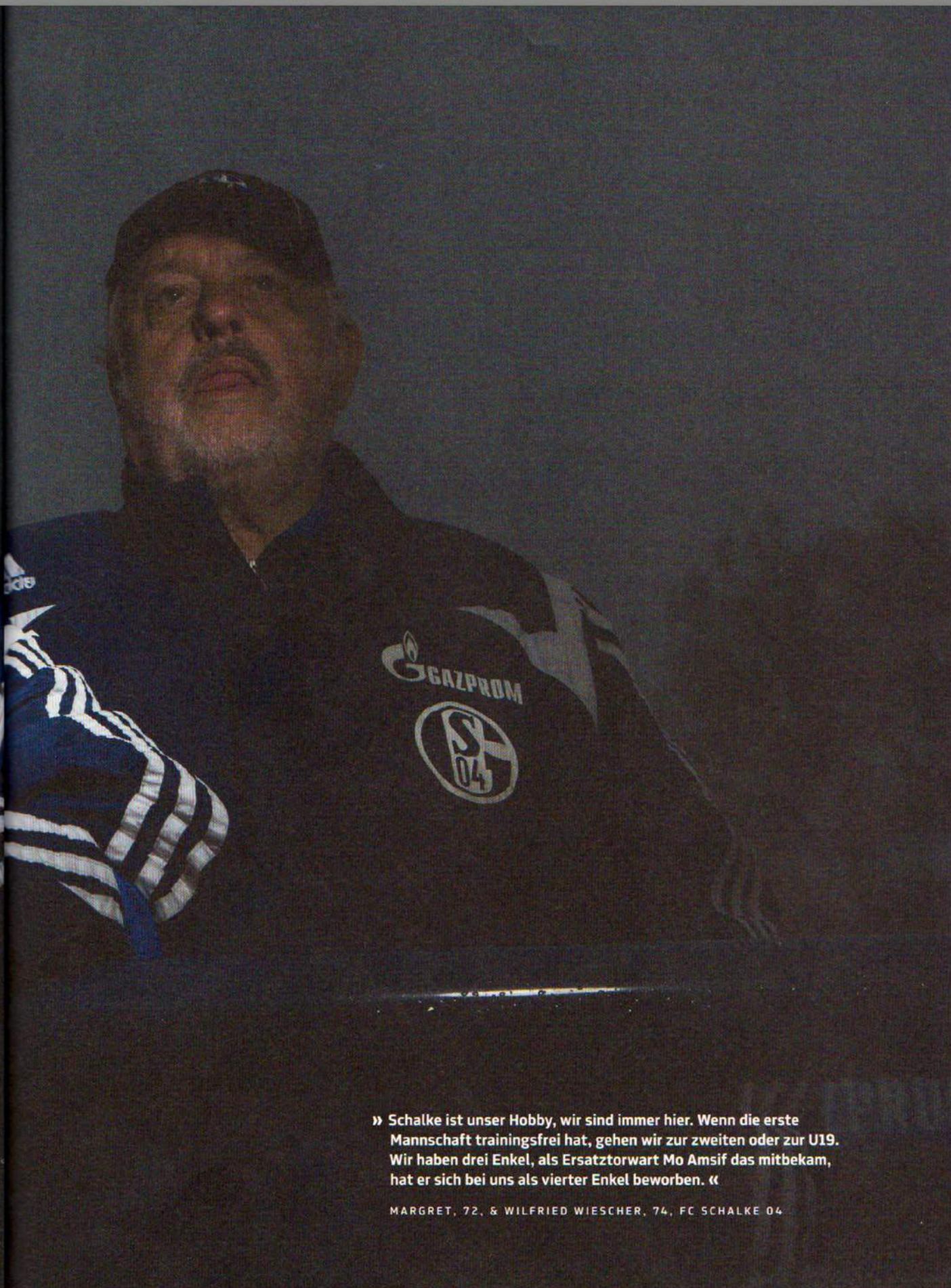




» Wie die Standardsituationen üben, das ist genauso einfalllos wie im Spiel: immer stumpf auf den Elfmeterpunkt. Wenn ich das sehe, werd' ich verrückt, da muss ich meinem Ärger Luft machen. «

PETER AGES, 49, 1. FC KÖLN





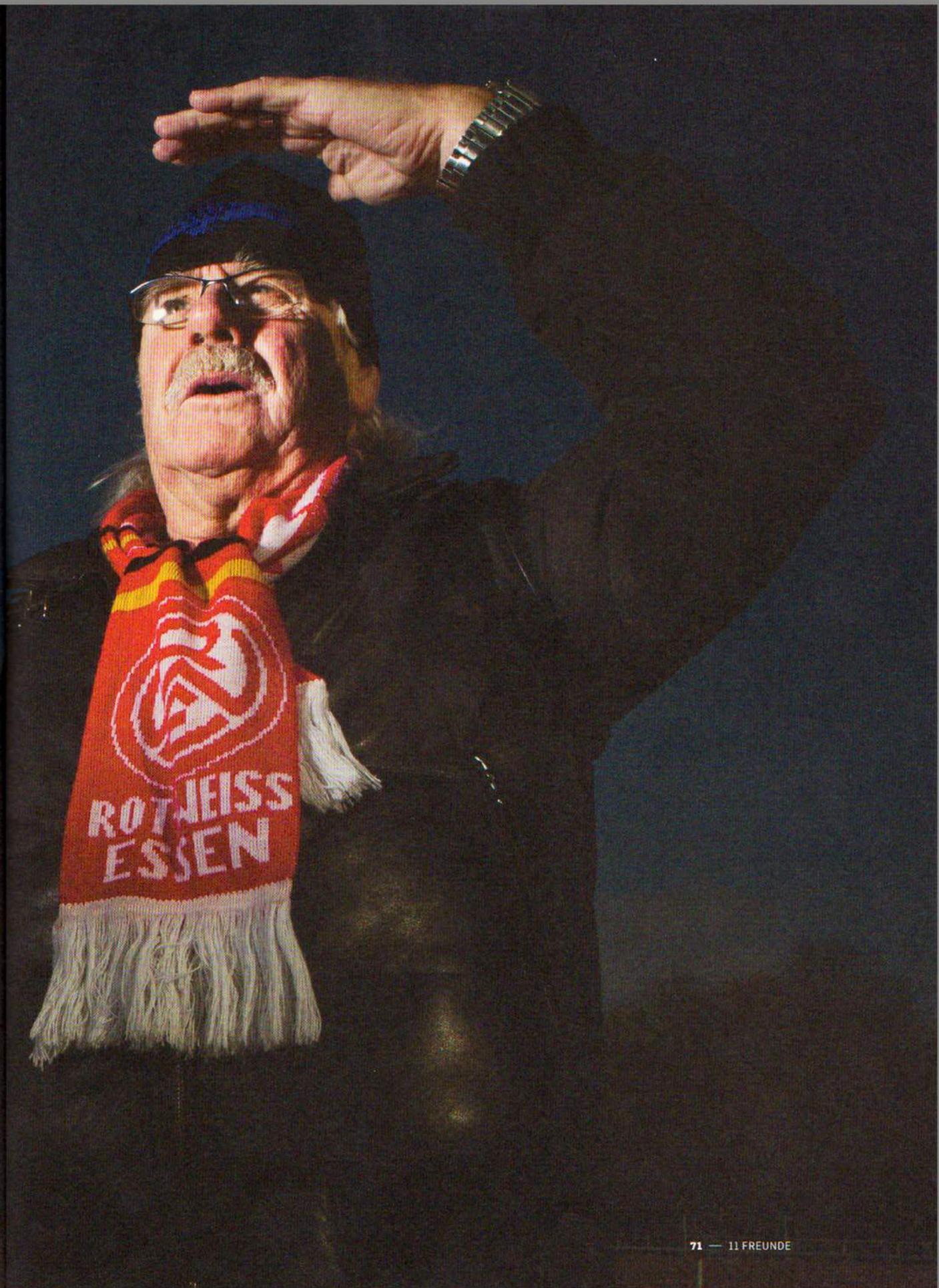
» Schalke ist unser Hobby, wir sind immer hier. Wenn die erste Mannschaft trainingsfrei hat, gehen wir zur zweiten oder zur U19. Wir haben drei Enkel, als Ersatztorwart Mo Amsif das mitbekam, hat er sich bei uns als vierter Enkel beworben. «

MARGRET, 72, & WILFRIED WIESCHER, 74, FC SCHALKE 04

» Früher waren wir viel mehr. Rentner, Arbeitslose, ehemalige RWE-Spieler, da kamen jeden Tag dreißig Leute. Heute trifft sich nur noch der harte Kern. Für mich bleibt das Training fester Bestandteil meines Alltags. Nach dem Aufstehen ziehe ich in Ruhe ein paar Bahnen im Schwimmbad, dann geht's auf den Platz. «

HORST THEURICH, 70, ROT-WEISS ESSEN





leben | GARTEN

Familie Weber, Wuppertal:
>>Es gibt immer was zu tun,
das macht uns Spaß!<<

WIR SEHEN GRÜN

Die Erde ist ein Schrebergarten, und wir sind ihre Freunde, die Gartenfreunde, die sich zwischen den nassen Rhabarberblättern einquartiert haben. Und darauf trinken wir noch einen.“ So endet Wladimir Kaminers 2006 erschienener Roman „Mein Leben im Schrebergarten“. Spießler-Idylle? Gartenzwerg-Biotop? Nein, laut dem russischstämmigen Kultautor Kaminer ist der Schrebergarten das letzte wahre Paradies auf Erden. Als Inhaber der Parzelle 118 in der Berliner Kleingartenkolonie „Glückliche Hütten“ macht er täglich neue Erfahrungen und Bekanntschaften – auch mit den Vorschriften des Bundeskleingartengesetzes, gegen die er innerhalb kürzester Zeit mit und ohne Absicht verstößt.

Laut einer Studie des Bundesministeriums für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung werden rund eine Million deutscher Schrebergärten von mehr als vier Millionen Menschen genutzt – insbesondere in den Großstädten. Damit ist der deutsche Verband der mitgliederstärkste innerhalb der europäischen Kleingärtnerbewegung. Vielerorts übersteigt die Nachfrage sogar das Angebot.

So auch in der Siedlung „Großheide“ in Mönchengladbach. Einer der 32 Gärten gehört Maja (32) und Frank Oberwelland (37), die zusammen mit ihrem vierjährigen Sohn Jan das Leben im Freien genießen. „Als wir den Garten gepachtet haben, sind wir ins kalte Wasser gesprungen, hatten keine Ahnung von

Obst- und Gemüseanbau“, sagt Maja Oberwelland. Aber dank vieler guter Tipps der Nachbarn und der Fachberaterin der Anlage bekamen sie Probleme mit Schädlingen und die richtige Fruchtfolge schnell in den Griff. Mittlerweile können sie sich ein Leben ohne den Garten kaum noch vorstellen. „Das ist jedes Mal wie Urlaub. Der Kleine kennt jeden in der Siedlung, hat sogar seine Geheimgänge, wo nur er durch darf. Und was Gesundes fällt für ihn auch immer ab – ein paar Himbeeren oder eine Möhre. Das ist für uns echte Lebensqualität.“

Ein paar Parzellen weiter sind seit 2007 auch Ciro di Rico (38) und seine Frau Nicole (25) mit Sohn Luca (4) stolze Besitzer eines Gartengrundstückes: „Wir haben damals eigentlich nur Freunde besucht, uns aber hier gleich so wohlfühlt, dass wir uns einen eigenen Garten angeschafft haben. Im Sommer sind wir seitdem jeden Tag hier, manchmal zelten wir sogar am Wochenende. Und durch den Anbau von Obst und Gemüse haben wir gemerkt, wie gut frisch Geerntetes schmeckt!“

Ein Kleingarten ist für viele ein Lebensprojekt. Durchschnittlich wird eine Parzelle in Deutschland rund 20 Jahre von ein- und demselben Pächter bewirtschaftet. Seit einigen Jahren hält der Zulauf jüngerer Leute an: 45 Prozent aller Neuverpachtungen gingen in den vergangenen fünf Jahren an Familien mit Kindern. Dennoch >>

Der gute alte SCHREBERGARTEN legt sein traditionelles Image ab. Immer mehr junge Familien entdecken ihn als Zufluchtsort inmitten des hektischen Stadtlebens.



Familie Erling, Wuppertal:

>>Die Kinder schaukeln – und wir lassen die Seele baumeln.<<



Familie di Rico, Mönchengladbach:

>>Wir schwören auf frisch Geerntetes.<<

TIPPS WAS KLEINGARTEN- FREUNDE WISSEN SOLLTEN

- Der Pachtvertrag mit der Stadt wird auf Lebenszeit geschlossen.
- Der Preis differiert je nach Lage, Umfeld, Größe und Ausstattung des Gartens zwischen 1 000 und 8 000 Euro pro Jahr.
- In jedem Verein steht ein Fachberater mit Rat und Tat zur Seite, der bei der Auswahl der Pflanzen und beim Anbau hilft.
- Circa sechs bis zwölf Gemeinschaftsstunden sollen die Mitglieder pro Jahr leisten.

Infos gibt es beim Landesverband Rheinland der Gartenfreunde e. V.:

> 0211 3020640

> www.gartenfreunde-rheinland.de

>> liegt das Durchschnittsalter in den Vereinen bei knapp 60 Jahren, weil die meisten Mieter ihrem Garten ein Leben lang treu bleiben.

Der Garten von Familie Erling wird gleich von drei Generationen genutzt: Neben Corinna Erling (29) und ihrem Lebensgefährten Frank (31), den Kindern Maximilian (8), Laurens (4) und Lilly (2) sowie dem Zwergschnauzer Jule sind auch ihre Eltern Gabriele (53) und Klaus Erling (57) mit von der Partie. Corinna Erling: „Als meine Eltern vor über 20 Jahren den Garten gepachtet haben, wollten sie uns Kindern in erster Linie ein Leben in der Natur ermöglichen. Genauso machen wir das jetzt. Im Sommer kommt die ganze Familie mindestens einmal in der Woche dort zusammen. Dann können die Kleinen herumtoben oder bei der Ernte helfen.“ Für die pharmazeutisch-kaufmännische Angestellte dient der Aufenthalt in der

Kleingartensiedlung „Wolfsholz-Elsternbusch e. V.“ in Wuppertal der Erholung: „Da kann ich die Seele baumeln lassen. Die Kinder haben ihre Baumbude, schaukeln und sind am Abend zufrieden und müde.“

Für die meisten Schrebergärtner steht die Freude an der Gartenarbeit im Vordergrund. Dabei achten sie auf ökologische Bewirtschaftung: 97 Prozent bewässern Rasen und Beete mit Regenwasser, 96 Prozent kompostieren natürliche Abfälle und mehr als jeder zweite Neu-Kleingärtner unter 50 Jahren baut sein Obst und Gemüse biologisch an. So auch Nadja (41) und Andreas Weber (43) aus Wuppertal und ihre Tochter Lara (7). „Wir waren zunächst etwas skeptisch, ob wir mit unserer kleinen Tochter wirklich willkommen sind“, erinnert sich die Altenpflegerin. Mittlerweile ist die Gartensiedlung in Elberfeld



Familie Brünig, Mülheim:
 >>Unsere Kinder sollen in
 der Natur aufwachsen.<<



Familie Oberwelland, Mönchengladbach:
 >>Ein Tag im Garten
 ist wie Urlaub.<<

ihr zweites Zuhause: „Im Sommer sind wir fast jeden Tag hier. Ich kann in unserer Laube kochen, und wenn wir spontan ein paar Würstchen auf den Grill legen, kommt der Salat dazu frisch vom Beet. Unsere Tochter spielt mit Freunden oder erkundet den Garten oder den Teich. Irgendetwas Spannendes gibt es für sie immer zu erleben. Das ist es, was den Garten auch für sie so einmalig macht.“ Bevor das Grundstück seine heutige Form bekam, war viel Arbeit nötig. „Wir haben eine Trockenmauer aus großen Wackersteinen angelegt, die wir extra aus dem Wülfrather Steinbruch rangeschafft haben. Auch die Gemüsebeete mussten eingefasst werden. Eigentlich gibt es immer was zu tun, aber es macht ja auch Spaß“, sagt Nadja Weber.

Den Garten ein wenig umgestaltet haben auch Yvonne (33) und Markus Brünig (34). Sie pachteten erst im

Oktober 2009 eine 300 Quadratmeter große Parzelle in der Siedlung „Rembergfeld“ in Mülheim an der Ruhr. „Der Garten hat einen schönen Baumbestand – Apfel, Pflaume, Kirsche und Mirabelle“, zählt Yvonne Brünig auf. „Wir haben im letzten Herbst viel dran gemacht, zum Beispiel Rasen gesät.“

Nun genießt sie mit ihrer Familie die Freiluftsaison. „Unsere Söhne Alexander und Sebastian sind ein und zwei Jahre alt. Wir wollten, dass sie in der Natur aufwachsen. Ich selbst war als Kind eher der Typ Froschsucherin als Puppenspielerin und würde mich freuen, wenn meine Kinder ebenfalls Spaß beim Entdecken haben“, sagt Yvonne Brünig. Die kaufmännische Angestellte bringt in ihrem Garten Familie und Freunde unter einen Hut: „Man kann alle einladen, ohne sich Sorgen zu machen, dass die Kinder zu kurz kommen. Die haben genügend Platz zum Rumtollen.“



vigo ONLINE
Clever grillen

Was gibt es Schöneres, als im eigenen Garten zu grillen? Im Internet widmen wir uns ausführlich diesem Thema. Wie grillt man gesund und ohne zu viel Fett? Welche leckeren Rezepte mit Gemüse gibt es? In unserem Video zeigt Starkoch Rainer Mitze, wie man raffinierte Grill-Snacks zubereitet.
 | www.vigo.de/grillen



Das Spiel mit dem Selbst

Theater als Mittel der Therapie: Diltthey-Fellow Dr. Céline Kaiser auf den Spuren einer besonderen Beziehung zwischen Therapeut und Patient

Ist Theater auch Therapie oder Therapie in irgendeiner Form immer auch Theater? Diese Frage haben sich Mediziner, Philosophen und andere kluge Köpfe schon im späten 18. Jahrhundert gestellt. Erforscht wird die Geschichte der Theatrortherapie nun seit Ende 2007 von Dr. Céline Kaiser an der Universität Bonn. Ins Spiel bringt die vielseitig interessierte Germanistin dabei die Literatur- und Kulturwissenschaften ebenso wie die Medizingeschichte und die praktische Theaterpädagogik – ein fürwahr interdisziplinärer Ansatz.

Es war ein Paradigmenwechsel: Mit dem Menschenbild der Aufklärung vor Augen begann man im späten 18. Jahrhundert, psychisch Kranke nicht mehr einfach nur wegzusperren und zu verwahren, sondern gezielt zu therapieren. Zeitgleich fanden erste Versuche statt, Patienten einzubinden in szenische Spielsituationen, die den Kern ihrer Wahnwelten aufgriffen. Seither hat das Theater als Mittel der Therapie einen weiten Weg zurückgelegt, grundlegend beeinflusst durch Sigmund Freuds (1856 bis 1939) Psychoanalyse und durch die Therapieform des Psychodramas – eine Variante der Gruppentherapie, die von dem österreichischen Arzt Jacob Levy Moreno (1889 bis 1974) entwickelt wurde und deren Wurzeln im Stegreiftheater liegen. Heute ist das Rollenspiel in der Therapie psychisch Kranker ein ebenso etabliertes wie explizit eingesetztes Mittel. Und selbst die gewöhnliche Therapeut-Patient-Situation lässt sich als eine Szene betrachten: die Art, wie ein Patient den Raum betritt, wie er auf der Couch liegt oder sitzt, in Gegenwart des Therapeuten seine Probleme erzählt und diese somit nachstellt. Es ist ein „Theater der Seele“.

Was unterscheidet heutige theatertherapeutische Formen von jenen früherer Zeit? Diesen Fragen spürt Dr. Céline Kaiser am Institut für Germanistik, Literatur- und Kulturwissenschaften der Universität Bonn nach in ihrem Projekt „Szenen des Subjekts. Kulturgeschichte der Theatrortherapie um 1800 – 1900 – 1970/2000“. In einer der ersten Auswahlrunden der Initiative „Pro Geisteswissenschaften“ wusste sich die heute 40-Jährige vor vier Jahren bei den Gutachtern, die über die Vergabe der Diltthey-Fellowships entscheiden, in einem harten Wettbewerb durchzusetzen. Überzeugen konnte sie zum Beispiel mit dem zunächst überraschenden, aber schnell plausiblen Argument, wonach die Geschichte der Theatertherapie ein Feld ist, auf dem man in idealer Weise die Geschichte des modernen Subjekts studieren kann. „Meine Hypothese ist, dass die Formen der Therapie auf eine Wiederherstellung jener Fähigkeiten

Psychisch kranke Menschen und andere Patienten einbinden in szenische Spielsituationen, die den Kern ihrer vor allem inneren Welten berühren: für Diltthey-Fellow Dr. Céline Kaiser nicht nur ein nüchtern wissenschaftliches Thema, sondern zugleich eines, das sie immer wieder aufs Neue berührt.



Avantgarde – Multiplied by Four

Salamanders, icesharks, crows and fruitflies provide young researchers with new insights into evolution.

In the framework of its funding initiative “Evolutionary Biology” the Volkswagen Foundation is providing funds for postgraduate and postdoc positions. Four of the scholarship holders – representing some of the many facets of evolutionary research – are introduced here: They go into the woods at night, explore the freezing Antarctic, climb trees, and stuff tiny flies down plastic tubes.

Raindrops fall from the trees, it is quiet and already dark when Ralf Hendrix enters *Kottenforst* forest: A good night for fire salamanders. It is on nights like these in the wooded area between Bonn and Meckenheim that the animals venture out of their hiding places in their dozens, easily seen crossing the forest tracks on their hunt for food. All the evolutionary biologist from Bonn has to do is to pick them up. He is researching the emergence of new species – and these little black and yellow amphibians permit him a direct insight into the fascination of evolution.

For the fire salamanders of *Kottenforst* are actually going through the process of diverging into two different types: one line releases its larvae into running waters, whilst the other releases them into stagnant pools that regularly dry out. The two groups already exhibit differences in their genetic material, even though they only appeared in *Kottenforst* forest a few thousand years ago. A stroke of luck for Hendrix: “This is the first time we’re able to witness speciation at first hand without having to rely on examining already diverged species in order to reconstruct the process of speciation.” With his project the scientist from Bonn is breaking completely new ground. For traditional concepts of continental speciation require long-term geographical isolation of two groups for them to diverge into two distinct species.

The fire salamanders near Bonn however, are diverging into two species even though they inhabit the same woodland, cross the same forest tracks, are active at the same time, and eat the same snails. That is why Hendrix is cataloguing their genes by taking tissue samples from toes; he implants the animals with small radio tracking devices in order to trace their movements; he collects their larvae and keeps meticulous record of where he encounters which species. Ralf Hendrix spends his nights in the forest because he is

Funding initiative
“Evolutionary Biology”
→ see page 75

Ralf Hendrix with a fire salamander at night in the woods near Bonn: during the scholarship period he will write a dissertation on his black and yellow darlings.

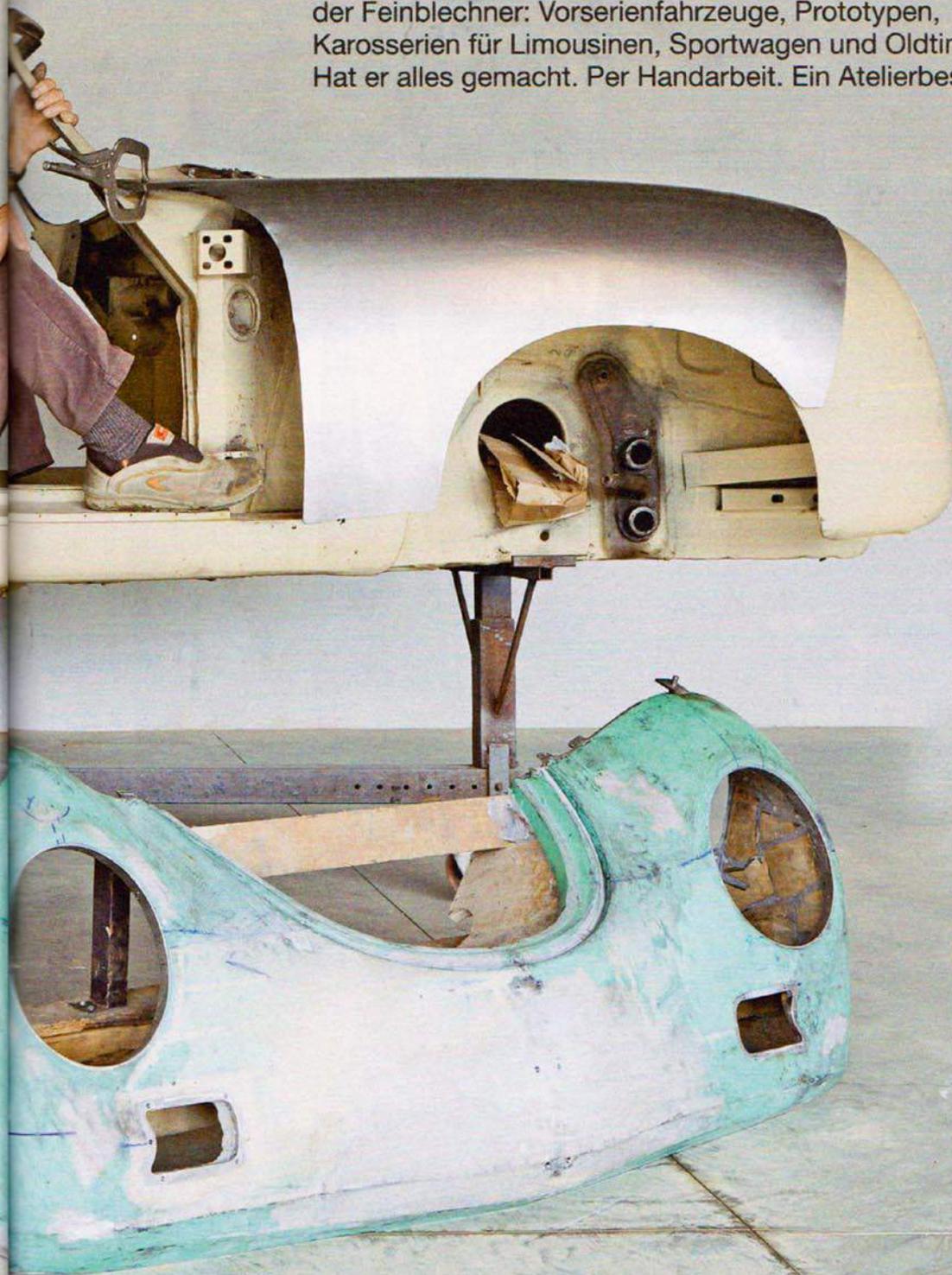
Reportage Feinblechner

König der

Profi für Problemfälle: Der Porsche 356 rottete lange vor sich hin. Carlo Maina wird aus ihm wieder eine Asphalt Schönheit machen

Karosserie

Gäbe es den Titel, Carlo Maina wäre wohl Weltmeister der Feinblechler: Vorserienfahrzeuge, Prototypen, Karosserien für Limousinen, Sportwagen und Oldtimer. Hat er alles gemacht. Per Handarbeit. Ein Atelierbesuch.



Ahmet Lokurlu

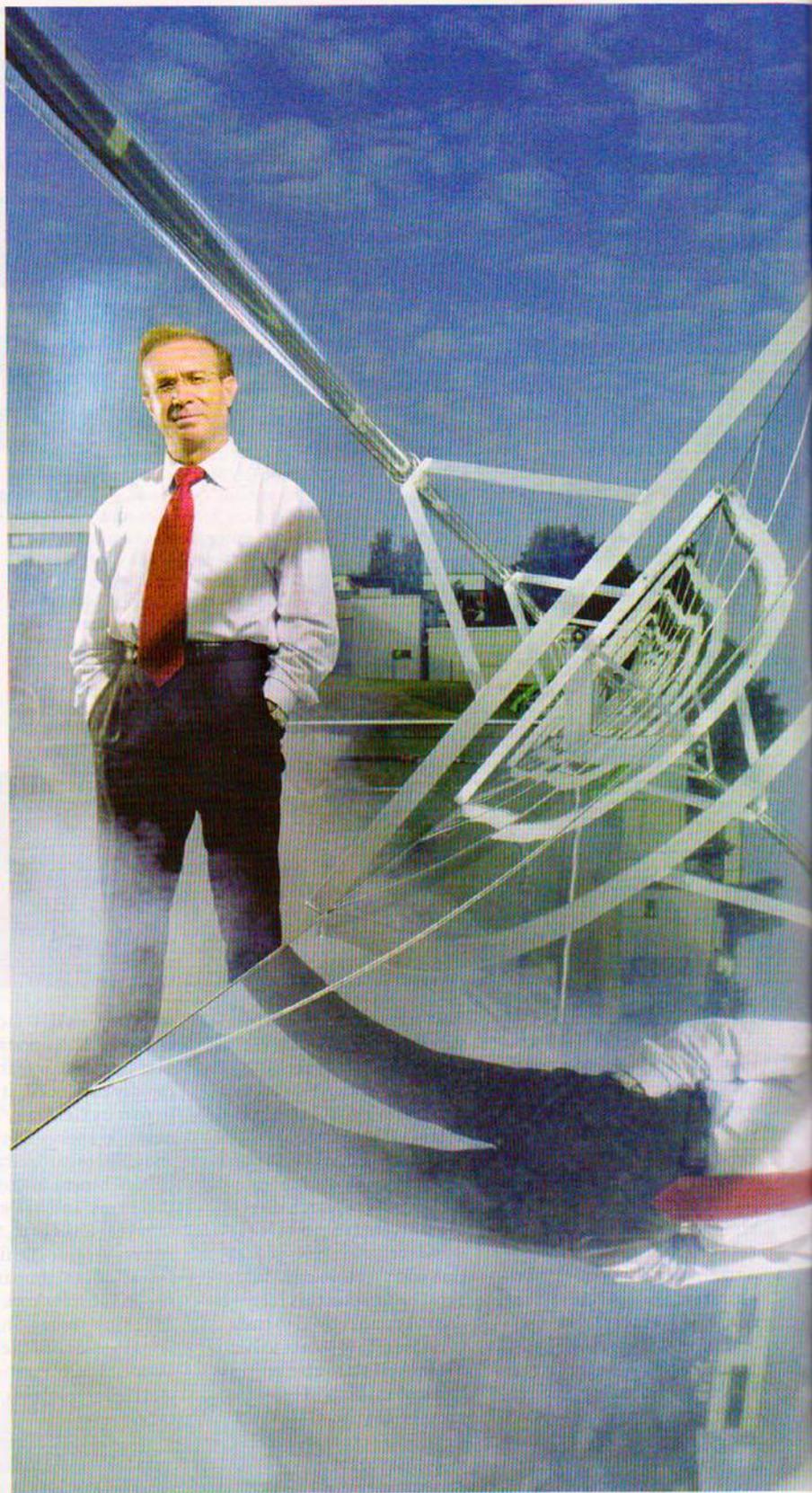
An engineer harnesses the sun's energy and turns it into something cool

"HE WHO HAS NEVER BEEN BURNED BY THE sun," a Turkish proverb has it, "won't know the value of shadow." Ahmet Lokurlu is a case in point. Plagued by painful sunburn acquired during a 1993 vacation on the Turkish riviera, the Turkish-born engineering graduate student fell to wondering whether the intense heat of the celestial body, that most potent of renewable energy sources, could be converted into soothing cold. Back at his university in Essen, Germany, the doctoral candidate began developing the technology to put his idea into practice.

Today, the emission-free solar cooling system manufactured by Solitem, the Aachen-based company he founded, is providing climate control for a steadily growing number of hotels and hospitals in the Mediterranean. Once just a tiny research outfit, Solitem now has some 30 employees, production facilities in Turkey and clients and partners all over the world. Lokurlu's invention is particularly suited to southern climes where, he says, air-conditioning is responsible for up to 40% of power consumption.

Catching the radiation of the sun with reflective parabolic troughs that are mounted on roofs, Lokurlu's pressurized device produces 356°F (180°C) water that is transformed into steam. The steam powers a special kind of absorption chiller—a refrigeration unit that employs heat instead of electricity as its energy source. The Solitem system is versatile, too: the hot water it produces can also be used to clean laundry or heat swimming pools.

No less energetic than in his student days, Lokurlu, 43, is now hoping to develop a low-cost version of his technology. "We want to make it affordable for people in those regions of the world where environmentally friendly cooling devices are needed most, but where there is little money for such purposes," he says. That other companies may try to emulate his spirit of innovation doesn't bother him in the slightest. On the contrary, "there really should be as many Solitemes as possible," muses the scientist-entrepreneur, who is currently writing his second Ph.D. thesis. This one is on evolutionary ethics, he says, "so we can help solve the energy and climate problems humankind faces." —BY URSULA SAUTTER





Richard Branson

The high-flying tycoon and adventurer who's trying to leave a cleaner mark on the world

IF RICHARD BRANSON REALIZES his ambition to travel into space, he'll be able to look down on the world and reflect on the mark he's made on it. The entrepreneur built his Virgin brand into a renowned international business empire by packaging pleasure. His record label made bedfellows of the Sex Pistols and Genesis; his transatlantic airline sexed up a straitlaced industry. He possesses a Caribbean island and a thirst for adventure that has driven his record-breaking exploits in boats and balloons. He's an inexhaustible party animal, and now he has booked himself a seat on the inaugural commercial Virgin Galactic flight, set to launch as soon as the company's private spacecraft is deemed ready.

So why on earth—or above it—has TIME named Britain's best-known avatar of conspicuous consumption a champion of the environment? Because Branson is worried about that mark he's made on the world—and he's decided to clean it up. While he's at it, he may just help save the planet. "There's a frightening potential scenario out there that means that anybody who's in a position to do something must do something. In particular because I'm in one of the dirty businesses, the airline business, I've got all the more responsibility to do something," he says.

Branson fears the world faces catastrophe as the population outgrows food supplies and global warming threatens devastation. He believes scientific research holds out the best hope for averting disaster. In 2006 he pledged to invest \$3 billion over 10 years—including 100% of any proceeds from Virgin's airlines and train companies—into developing clean fuels,

renewable energy and environmental technologies.

Critics accuse him of self-interest. They're right, but it's of the enlightened kind. Soaring oil prices are squeezing airline profits. Pressure from governments and green lobbies to curb emissions is growing. Branson doesn't want to curtail his transport businesses but to make them more successful and more eco-friendly. That means flying lighter aircraft using low-carbon fuels. So, early next year, Virgin will begin test flights on a 747 partially powered by a bio-fuel. And a Virgin-sponsored competition to be judged by Branson, Al Gore and a panel of distinguished scientists is offering \$25 million in prize money to spur inventors to find ways to remove greenhouse gases from the atmosphere. Branson may be a bon vivant, but he may yet teach us all how to live well.

—BY CATHERINE MAYER



Tausche Ferien gegen **Job**

Urlaubszeit, Arbeitszeit. Wenn das Taschengeld nicht für teure Klamotten oder das ersehnte Auto reicht, verzichten Deutschlands Schüler in den Ferien auf Freizeit. Stattdessen malochen sie in Stadien, Fabriken, Freizeitparks und Gärtnereien – ab fünf Euro pro Stunde. FOCUS-SCHULE schaute fünf Ferienjobbern bei der Arbeit zu



Herrin der Goldbären

Acht Stunden täglich schüttet Sandra Hoffmann, 19, Millionen bunter Gummibärchen in riesige Wannen, bevor sie durch Trichter in die Tüten fallen.

Der Ferienjob bei Haribo in Bonn sei nicht gerade spannend, gibt die Abiturientin zu.

„Aber die Atmosphäre ist toll, ich kann selbstständig arbeiten und 9,70 Euro pro Stunde sind viel Geld.“ Das will Sandra in ihr Studium investieren.



Eis-Boy

Nicht nur bei Fußballspielen versorgt Lukas Loscheider, 17, Fans mit Eis aus dem Bauchladen, auch bei Rockkonzerten ragt die snackbewehrte Hand des Gymnasiasten aus der Menge. Der Jungunternehmer kassiert beim Veranstaltungsservice Edmund Goebgens zwölf Prozent vom Umsatz. „Bei gutem Wetter kommen 60 bis 80 Euro pro Event zusammen.“



Waldfee

Seit sie laufen kann, ist Nora Nallinger mit den Naturfreundekindern in Bonn unterwegs. Jetzt, gerade 13 Jahre alt, begleitet sie als Jugendhelferin Ferienkinder bei Ausflügen in die Stadt, tobt mit ihnen durch den riesigen Garten und hilft beim Kochen. Ob die Gesamtschülerin später mit Kindern arbeiten möchte? „Eher nicht, ich finde Holzverarbeitung spannender.“

REPORTAGE



Versteckte Botschaften

In ihrer Körpersprache sind sie mutig. Verbal zu kommunizieren, trauen sie sich nicht. Die beiden 15-jährigen Schwestern, die in diesem Artikel die Namen Sabrina und Janina tragen, leben wie hinter einer gläsernen Wand

Zwei, die **schweigen**

Von Kindheit an haben die Zwillinge Sabrina und Janina mit kaum einem Fremden auch nur ein Wort gesprochen. **Mutismus** nennen die Therapeuten ein solches Verstummen. Nun lernen die beiden, auszubrechen aus dem Gefängnis ihrer Sprachlosigkeit

Von **Bernhard Borgeest** und **David Klammer** (Fotos)

Na, geh schon, drängt die Helferin. Trau dich einfach! Als ob das Sichtrauen so einfach wäre. Das Mädchen, das hier Sabrina heißen soll, senkt den Blick. Sie verdreht den Kopf, versteckt ihr Gesicht hinter den Haaren, verknötet die Hände. Sie kriecht in sich hinein, steht wie erstarrt. Starr vor Angst.

Sabrina, 15, soll eine Aufgabe bewältigen, mit denen manche Eltern Fünfjährige betrauen. Sie soll eine Probe ihres Mutes bestehen, draußen in der Welt, dort wo die anderen Menschen scheinbar so mühelos miteinander umgehen. Sie soll im Drogeriemarkt eine Verkäuferin nach einem Deodorant fragen, damit zur Kasse gehen und mindestens drei Worte sagen: hallo, bitte, danke.

Die Helferin des Sprachtherapeuten würde Sabrina gern packen und sie hinschieben zu der Angestellten im weißen Kittel, die fünf Meter weiter Regale einräumt. Aber sie stübt Sabrina nur sachte mit der Fingerspitze an. Das Mädchen macht einen halben Schritt und friert wieder fest. Mit einem verstohlenen Blick in einen der Regalgänge entdeckt es die Reihen der Deo-Sprays. Sabrina lächelt erleichtert, fast triumphierend. Sie hat einen stillen Ausweg gefunden. Ihr Schweigen hat gewonnen.

Sabrina schweigt, seit sie denken kann. Mit kaum einem Menschen spricht sie je ein Wort. Sie ist nicht allein mit ihrem Problem, und sie ist nicht allein das Problem. In der Praxis wartet ihre Zwillingsschwester, die in diesem Text den Namen Janina trägt. Beide haben sich verschlossen, sich schon im Vorschulalter zurückgezogen hinter die gläserne Wand ihrer Sprachlosigkeit. Beide bleiben stumm, obwohl sie reden können.

Der Lehrerin schrieben sie Zettel, wenn sie die Hausaufgaben nicht verstanden hatten. Sie wagten nicht, jemanden nach dem Weg zu fragen, als sie sich mit dem Bus verfahren hatten und im Nachbarort zitternd im Regen standen. Sie riefen nicht um Hilfe, als der dicke Junge aus ihrer Hauptschulklasse ihre Köpfe nahm und sie gegeneinanderschlug, bis ihre Nasen bluteten. Sie waren stille Opfer. Und wenn ihr Schweigen eine Botschaft enthielt, wenn es etwas ausdrücken sollte wie einen stummen Schrei der Verzweiflung, so hat das lange Zeit niemand gehört.

In der psychiatrischen Klinik versuchten es die Ärzte mit einer Gesprächstherapie. Aber wie sollen die Therapeuten mit Kindern ins Gespräch kommen, die nur schweigen? Und wie sollen die über ihre Angst sprechen, wenn es auch das Sprechen selbst ist, vor dem sie so viel Angst haben?

Sabrina und Janina sind nun in Behandlung bei Boris Hartmann, einem Kölner Sprachtherapeuten, der sich auf die Arbeit mit schweigenden Kindern spezialisiert hat. Die Wissenschaft hat einen Namen für das Phänomen: Mutismus, abgeleitet vom lateinischen Begriff mutus, stumm. Mutismus ist selten, er tritt unter 10000 Jungen und Mädchen nur zwei- bis fünfmal auf, meist in Gestalt des sogenannten selektiven Mutismus: Die Kinder sprechen ausschließlich mit ihren engsten Vertrauten, in der Regel den Eltern und Geschwistern. Manche Lehrer und Erzieher, denen diese Kommunikationsstörung noch nie begegnet ist, reagieren frustriert und aggressiv auf den vermeintlichen Boykott. Wenn sie versuchen, das Schweigen mit Zwang zu brechen, verstärken sie nur die Scheu und die Hemmungen.

Gekrümmt klemmen Sabrina und Janina auf ihren Stühlen vor dem Schreibtisch des Therapeuten. Sie lassen die Schultern hängen, beißen sich auf die Unterlippen, knipeln an ihren ▶

Fingerkuppen, zerren an den Ärmeln ihrer Shirts. Und doch passt ihr Auftritt nicht zu einem Bild extremer Schüchternheit. Die Zwillinge haben sich ihre dunklen Haare hochtupiert, ihre Augen groß geschminkt, grellen Lidschatten aufgelegt, passend zum Ton ihrer Blusen. Sie tragen enge Hosen und tiefe Ausschnitte. Als hätten sie sich ganz auf nonverbale Botschaften verlegt, auf die Signale ihrer Körper.

Mit Hilfe von Fotokartons aus der Schlaganfall-Therapie hat Hartmann erste Laute hervorgerufen. Mit Janina, der etwas größeren und lebendigeren der beiden Schwestern, fing er an. Er zeigte ihr Bilder etwa einer Blume oder einer Torte und bat das Mädchen um die Anfangsbuchstaben, ein B oder T.

„Schlimm“ lautete das erste ganze Wort, das Janina in der Praxis gesprochen hat. Boris Hartmann hatte sie möglichst nebenbei gefragt: Wie war es eigentlich in der Klinik?

Der Therapeut hat mit seinen Patientinnen einen Pakt geschlossen. Er will ihnen nur helfen, wenn sie tatsächlich selbst ausbrechen wollen aus ihrem Gefängnis des Schweigens. Mit großen, zackigen Buchstaben hat Sabrina ihren Therapie-Slogan auf ein Blatt Papier gemalt: Ich werd sprechen. Janina schrieb in runder Mädchenschrift: Der Mutismus soll weg. Vielleicht hilft es dem Helfer, dass die Mädchen in ihm einen Menschen sehen können, der selbst einer Behinderung zum Trotz sein Leben meistert und als Autorität auftritt. Eine frühe Rheumaerkrankung ließ Boris Hartmann kleinwüchsig bleiben.

Janina und Sabrina wispern und hauchen knappe Antworten auf Hartmanns Fragen nach der Schule. Am liebsten sagen sie „ja“ oder „nein“ oder „keine Ahnung“, was Hartmann aber nicht gelten lässt. Jedes „keine Ahnung“ hat für die Mädchen eine Strafrunde durch den Garten zur Folge. Der Therapeut spielt mit den Zwillingen Wörterwald, ein Wortfindungsspiel – möglichst viele Begriffe, solange die Sanduhr läuft. Was kann man trinken? Sabrina fallen nur drei Dinge ein: Limo, Fanta, Cola.

Gern würde die Mutter ihrer Tochter weitere Antworten einflüstern. Wie bei jeder Therapiestunde sitzt sie schräg hinter den Zwillingen, ähnlich krumm wie sie, ganz in Schwarz gekleidet. Mit traurigen, hilflosen, bangen Augen schaut sie aufmerksam zu, aber sie hütet sich, etwas zu sagen. Denn sie hat längst verstanden, dass sie im stillen Drama ihrer Kinder eine Hauptrolle spielt.

Draußen an der Bushaltestelle löst sich die Anspannung der Geschwister. Im Kokon ihrer Zweisamkeit tuscheln und turteln sie, sie kichern und zwitschern in einem weichen Kölner Singesang. Von den Jungen aus der Förderschule ist die Rede. Ehrlich? Hat er disch anjesehen? Dat glaube isch nisch! Die beiden halten sich an den Händen, sie sind zärtlich zueinander wie zwei schmusende Katzen. Die Mutter steht sorgenvoll daneben. Das Zuhause der Familie liegt am Rand der Stadt, wo die Fel-

der beginnen und wo die Pizzeria „Dönerland“ ebenso pleiteging wie das Restaurant „Zagreb“. Die Wohnung in einem Mehrfamilienhaus ist eingerichtet mit Schrankwänden aus dem Möbelcenter. In den Vitrinen hocken Plüschtiere, an der Wand hängen dekorative Kunstdrucke von Rosina Wachtmeister.

Die Zwillinge drängen sofort an den Computer in der Ecke des Wohnzimmers und klinken sich ein bei Jappy, ihrem sozialen Netz. Zu zweit schmiegen sie sich auf einen Stuhl. Janina tippt, so gut es eben geht mit ihren aufgeklebten, rosa lackierten Fingernägeln. Als ein Wesen treten die Zwillinge auf, was einige User mit Namen wie justinplayer, kevin95 oder superhero sehr zu betören scheint: schatz, was Machst du? nix und du? Ihr seid all voll kommissch. Kiss kiss, kiss, kiss!!! Die Mädchen können flirten, ohne reden zu müssen.

Sie hören nicht auf, klagt die Mutter. Zehn-, 15-mal sage ich, sie sollen aufhören, und doch bleiben sie immer noch am Computer. Die Familienhilfe, die regelmäßig zu ihr ins Haus



Rescuepakt Gemeinsam mit ihrem Sprachtherapeuten, dem Kölner Mutismus-Experten Boris Hartmann, legten sich die Zwillinge auf das Ziel der Behandlung fest

Wie sollen sie über ihre **Angst** sprechen, wenn es auch das Sprechen selbst ist, vor dem sie Angst haben?

kommt, hat ihr geraten, einfach den Stecker herauszuziehen. Das hat sie einmal ausprobiert. Da seien die Zwillinge ausgeflippt.

Lange hat sich die Mutter nach Kindern gesehnt. Erst als sie 35 war, hat es geklappt. 1800 Gramm leicht kamen die Zwillinge auf die Welt. Von Anfang an hatte die Mutter Angst um sie. Erst fürchtete sie den plötzlichen Kindstod. Noch als sie längst laufen konnten, schnallte sie ihre Kinder im Buggy fest, damit ihnen nichts passiere. Weil sie im Kindergarten nölten und weinten, holte sie die Mädchen rasch zurück nach Hause. Nur vor der Schule konnte die Mutter die Zwillinge nicht bewahren.

Die Mädchen haben immer so sehr in ihrer eigenen Welt gelebt, sagt die Mutter. Stundenlang hätten sie gemalt, meistens traurige, elegant gestylte Mädchen mit langen Haaren und Wimpern, die so aussahen wie sie jetzt selbst. Ihre Meer-schweinchen nannten sie Prinzessin und Dornröschen, als träumten sie, irgendwann wach geküsst zu werden.

Mit ihrem Mann hatte sich die Mutter immer weniger zu sagen. Vor fünf Jahren trennte sich das Paar, da war die dritte ▶



Zwei gegen eine
Lange war die Mutter das Sprachrohr ihrer Töchter und behütete die beiden, wo sie nur konnte. Künftig will sie strenger sein, aber es fällt ihr schwer, sich durchzusetzen: „Die beiden haben ja immer sich“



Peinliche Stille

Janina und Sabrina sollen, so verlangt es der Therapeut, in einem Reisebüro nach einem Katalog fragen. Eine für sie kaum zu erfüllende Aufgabe. Sie halten sich aneinander fest und erstarren – minutenlang

Tochter vier Jahre alt. Die Mutter zog mit den Kindern in ein Frauenhaus. Der Vater versuchte anfangs noch, das alleinige Sorgerecht zu erstreiten. Nun zahlt er Unterhalt und sieht die Zwillinge und deren kleine, ungehemmt sprechende Schwester alle zwei Wochen für einen Nachmittag. Er hat eine neue Partnerin. Er sagt, er wolle sein neues Leben nicht gefährden, und überlegt, ins Ausland zu ziehen.

Mutter und Kinder leben in der Isolation. Die Zwillinge haben ihre Großeltern nur wenige Male gesehen, gesprochen haben sie mit ihnen nie. Obwohl ihre Mutter Geschwister hat, gibt es im Leben der Kinder weder einen Onkel noch eine Tante. Die Begriffe Nichte und Neffe sind ihnen fremd. So einsam ist die Mutter, dass sie niemanden hat, der ihr eine Lampe anschrauben könnte. Wenn sie bei Ikea war, muss sie für 150 Euro einen Elektriker kommen lassen.

Die Zwillinge, sagt sie, hatten eigentlich immer nur mich. Ich war rund um die Uhr da. Ich habe versucht, sie zu behüten. Ich bin für sie eingesprungen. Ich habe sie entschuldigt. Ich war ihr Sprachrohr, habe versucht, ihnen einen Weg zu bahnen. Sie taten mir so unendlich leid. Sie waren ja immer lieb zu Hause, das ist ein Vorteil der Ängstlichkeit, sie waren immer brav.

Die Mutter versucht, alles richtig und es jedem recht zu machen. Den Lehrern, den Familienhelfern, dem Therapeuten. Sie gibt sich alle Mühe und alle Schuld. Jeden Tag holt sie ihre Kinder von der Schule ab. Wenn sie dann Pommdöner essen gehen, Döner mit Pommes, übernimmt sie die Bestellung und trägt die Teller herbei. Sie ist die Dienerin ihrer Zwillinge, dirigiert von fordernden Augenbewegungen oder erpresserischem Weinen.

Von der Janusköpfigkeit des Mutismus

hat Boris Hartmann gesprochen. Davon, dass die stillen Kleinen zu Hause laute Tyrannen sein können, manchmal Dominanz und Kontrollsucht entwickeln, es genießen, im Mittelpunkt zu stehen, und subjektive Gewinne aus ihrer Krankheit ziehen. Dass es für die Eltern Sinn stiftend sein kann, ein scheinbar so hilfsbedürftiges Kind zu umsorgen. Dass sich das Schweigen einnistet in einem Dreieck zwischen Angst, Depression und Zwängen. Dass es vererbt und gelernt wird. Dass meist auch zumindest ein Elternteil starke psychische Probleme hat.

Janina und Sabrina haben noch vor einem halben Jahr in der Schule allenfalls genickt oder den Kopf geschüttelt. Heute melden sie sich manchmal, lesen kleine Textabschnitte vor und führen Buch darüber. Im Tumult ihrer Pubertät spüren sie die Aufmerksamkeit ihrer Mitschüler, wollen ausbrechen aus der heimischen Enge und Fürsorge – auch wenn die Mutter große Angst hat vor den vielen jungen Albanern und Türken aus der Förderschule, vor früher Schwangerschaft, vor Drogen, Alkohol und Missbrauch. Ihre Unterarme, auf denen vor zwei

Monaten in schwarzer Farbe die Worte „Leben tut weh“ standen, bemalen die Schwestern an diesem Nachmittag liebesrot mit Jungennamen.

Die Zwillinge sind wie moderne Wolfskinder, Kaspar-Hauser-Mädchen, chronisch unterfordert, mit großen Lücken des Wissens. Es dürfte nicht einfach werden für sie, den Hauptschulabschluss zu bestehen und Lehrstellen zu finden. Gern würden sie Verkäuferin lernen, so wie einst ihre Mutter, die Erstkraft war in einem Schuhgeschäft in der Stadt. Oder Friseurin. In beiden Berufen werden sie reden müssen, und zwar ausführlich und geschickt. Das Sprechen wird der Schlüssel sein, der ihnen die Welt öffnet.

Zu Abend essen die Kinder Brötchen mit Nutella. Dazu Eier, ebenfalls mit Nutella. Janina puhlt das Eigelb heraus, zermanscht es auf ihrem Teller und schmiert die Nougatpaste in die Kuhle im Eiweiß. Sabrina taucht ihre ganze Hand ins Gürkenglas. Die kleine Schwester schüttet Wasser in ihr Glas,



Liebesrot In ihrem gemeinsamen Zimmer malen sich die Mädchen Jungennamen auf die Unterarme. Miteinander tuscheln sie viel – in weichem Kölsch

Die Zwillinge sind wie **moderne Wolfskinder**, Kaspar-Hauser-Mädchen, mit großen Lücken des Wissens

bis es fast überläuft. Euren fetten Arsch, sagt sie zu den Zwillingen, den habt ihr von der. Und zeigt auf die Mutter. Die sitzt stumm daneben.

Dennoch hat dieser Familienabend etwas Hoffnungsvolles. Denn die Zwillinge reden, auch wenn die Mutter erschrickt über fast alles, was sie sagen. Sie wolle sexy sein, berichtet Janina. Sabrina erzählt, wie es war, als der dicke Junge aus der Hauptschule sie quälte und alle anderen lachten. Drei Wochen sind die beiden damals nicht zur Schule gegangen. Das war doch wegen eurer Pickel, wirft die Mutter ein. Mama, sagt Janina, das hättest du doch wissen müssen! Wir wollten nur nicht sagen, dass wir Angst haben.

Dann erzählen sie von einem Jungen, der Sabrina heute gepackt hat und sie einem anderen auf den Schoß gesetzt hat. Sie traute sich nicht zu protestieren. Ich spreche mit der Lehrerin, kündigt die Mutter an. Nein, sagt Janina, auf einmal ganz deutlich und resolut. Das machen wir selber. Und Sabrina sekundiert: Wir sind ja zu zweit. ■



Ausblick ungewiss

Einen Ausflug an den nahen Rhein unternimmt die Familie selten. Meist sitzen Janina und Sabrina daheim vor dem Computer. Die Mädchen würden gern Friseurin oder Verkäuferin lernen. Aber dafür müssen sie reden



Nicht nein sagen können

Auf der Kirmes sprechen Jungs die Zwillinge an. Die Mädchen kichern, wenden sich ab und sagen nichts, zur Verwunderung der beiden. Flirten ist für Sabrina und Janina ein wichtiger Anreiz, ihre Sprechhemmung zu überwinden



TEXT RON ULRICH FOTOS DAVID KLAMMER

AUF ENGSTEM RAUM

Sie malochten ein halbes Leben zusammen unter Tage und lebten Tür an Tür.
Doch Olaf Bock und Heinz Küffhausen streiten bis heute über die entscheidende
Frage: Schalke oder Dortmund?



C

astrop-Raukel, Zechensiedlung. Das allein kratzt manchem schon im Hals.

Eine ganze Straße mit den gleichen Vorgärten, den gleichen Fassaden, den gleichen Türen, Spitzdach an Spitzdach. Die Bergarbeiter aus der Gegend bekamen früher diese Häuser hier zugeteilt, sie alle hatten den gleichen Job, bekamen den gleichen Lohn, wohnten nebeneinander. Fast ein Abbild einer egalitären Gesellschaft. Am Wochenende wuschen die Männer hier die Autos, aufgereiht die ganze Straße entlang, im Radio lief »Tore, Punkte, Meisterschaften«. Danach große Runde am Gartenzaun bei Pils, Korn und Ernte 23. Jeden Sommer, manchmal schon im März, liegen die Rauchschwaden über den Dächern, nunmehr nicht von den Zechen, sondern von den Myriaden an Holzkohlegrills. Die Siedlung ist ein einziges Barbecue. Schmelztiegel Garten.

Wenn die Klingelschilder verblichen sind, unterscheiden sich die Hauseingänge eigentlich nur noch anhand der Fahne am Fenster. Blau-weiß oder schwarz-gelb. Die Symbole der Glaubensgemeinschaften, die friedlich nebeneinander existieren. Wobei: Was heißt eigentlich friedlich?

Olaf Bock öffnet die Tür, vielleicht 1,70 Meter groß, graue Jogginghose, Schalke-Käppi, Schalke-Trikot, eigentlich ist der ganze Mensch Schalke. »Huntelaar« steht hinten auf dem Leibchen. Große Augen, Schnäuzer, untersetzte Figur. Er schreit laut auf, lacht, bittet herein, lacht sich schlapp und redet dann los, auch laut. Es geht direkt um den lokalen Fußball. *Hömma, weiße, kennse.* Dem sein Bengel pöht da auch. Wenn Olaf Bock spricht, dann mit dem ganzen Körper. Das eine Bein auf dem Hocker, das andere wippt auf den Fliesen. *Ich guck,* Hände auf die Augen, *richtig töfte,* der Mund küsst Zeigefinger und Daumen, *geht nur um hier...*, reibt drei Finger an den Daumen, *Tatter, Kohle, Knete,* dann Arme in die Höhe. *Es ist,* als wäre der Geist eines Napolitaners mitsamt seiner ausufernden Gestik und Mimik in diesen 55 Jahre alten Bergmann aus dem Ruhrpott gefahren. Dabei hat er nur neun Finger, einer ging bei einem Unfall auf einer Baustelle über den Jordan. Bock war jahrzehntlang auf dem Pütt, also unter Tage. Er ist Püttrologe, so sagt man hier, wie alle in dieser Straße.

Heinz Küffhausen öffnet die Tür, zusammengekniffene Augen, verschmitztes Lächeln. Er führt den Besucher in das Esszimmer, erst mal eine rauchen. Er erzählt langsam, schaut sein Gegenüber lange an, dann stößt er die Pointe aus, lacht kehlig und zieht genüsslich an der Zigarette. Erst nach einiger Zeit steht er auf, um seine BVB-Devotionalien von oben zu holen, die Fahne, das Hemd, den Autogrammball aus den Neunzigern, Teddy de Beer hat auch unterschrieben. Erstes Spiel mit Dortmund, *boah, dreinsechzich* – »da ging noch die Lutzie ab, hömma«. Der Vater war auf dem Pütt, da hat Küffhausen keine Wahl gehabt, *du gehs aum Pütt, zack,* Ende, so war das. Er hat noch auf Zeche gelernt, mit 14 Jahren direkt nach der Schule angefangen. Heute ist er 66 Jahre alt. »Sechs Pütts hab ich mit zugemacht«, sagt er und nickt sich selbst zu. »Sechs.«

Küffhausen senkt die Faust auf den runden Küchentisch und zählt mit den Fingern ab, während er seine Stationen auf-sagt. Victor 1/2, Victor 3/4, Zeche Erin, Zeche Waltrop, Mono-

pol in Bergkamen, Auguste Victoria in Marl. Lebensetappen im Revier. Zu jeder einzelnen fällt ihm eine Anekdote ein. Wie die Frauen kurz vor Heiligabend neben dem Pfortner mit Fahrradluftpumpen drohten und den Männern die Lohntüten abjagten. Nur damit die nicht das Weihnachtsgeld in der Kantine versaufen konnten. Wie der Weihbischof zu Besuch auf Zeche war und seinem Kumpel den Schnupftabak wegsniefte. Küffhausen musste den Kollegen zurückhalten, doch der schrie: »Ihr vonne Kirche seid doch alle Verbrecher, ich hab noch ne volle Schicht, wie soll datt gezz gehn?!« Geschichte um Geschichte. Nur bei einem Thema verfinstert sich die Miene von Heinz Küffhausen: bei Olaf Bock.

E

s gibt die Hollywoodfilme mit Walther Matthau und Jack Lemmon, in denen sich die beiden zeit ihres Lebens bekriegen und sich selbst im hohen Alter noch an den Kragen wollen. »Immer noch ein seltsames Paar«, so der Titel ihres letzten gemeinsamen Films, hätte auch eins zu eins von Küffhausen und Bock handeln können. Jahrzehntlang gingen die beiden zusammen auf Zeche, sie waren direkte Nachbarn, wechselten zusammen den Pütt. Als auch die letzten Zechen dichtmachten, musste eine andere Tätigkeit her. Die Bergleute definieren sich über ihre Arbeit, zu Hause zu sitzen oder krankzufeiern, das gilt als ein Zeichen von Schwäche. So arbeiteten sie zusammen bei einem Industrieservice, putzten die Böden, Kessel und Treppen in Fabriken. Der eine schimpfte auf den anderen, sie taufte sich gegenseitig »Bowlingkugel« und »Sabelkopp«.

Heute betreut Küffhausen gehandicapte Kinder bei Busfahrten, Bock ist Hausmeister in einem Seniorenheim. Die Biografien mögen sich gleichen, 30 Jahre Nachbarn, 30 Jahre Arbeitskollegen. Doch das Leben der beiden unterscheidet sich an einem, dem wichtigsten Punkt: Der eine ist Schalker, der andere Dortmunder. Zwei unterschiedliche Lieblingsvereine, das mag woanders vielleicht eine Petitesse sein, doch nicht in dieser Ecke der Welt. Hier, wo die Frage »Wie geht es dir?« mit dem Ergebnis vom Wochenende beantwortet wird. Eine Ecke, in der manche Eltern eben nicht stolz der Verwandtschaft vorführen, wie ihr Sprössling schon vor der Einschulung die Primzahlenreihe aufsagen kann, sondern wie er lückenlos die Aufstellung von Schalke oder Dortmund beherrscht. Und eine Ecke, in der sie dafür nicht Geringschätzung, sondern aufrichtige Anerkennung ernten. Hier hängt der Spielplan direkt neben dem Kalender an der Küchenwand. Der Termin des Revierderbys ist dicker rot markiert als der eigene Geburtstag.

Olaf Bock und Heinz Küffhausen trafen sich in all den Jahren auch nach der Arbeit auf eine Flasche Bier am Gartenzaun.

Die Leute hier lernen ja klischeegemäß bereits im Brutkasten, wenn nicht sogar pränatal, zwei Grundtugenden: eben nicht nur *datt Malochen*, sondern auch *datt Klönen*, also das Erzählen. Was den Römern der Versammlungsort Forum war, ist den Püttrologen die Trinkhalle oder der Gartenzaun. »Mein Haus ist dein Haus« heißt hier »Komma ruhich bei mich in Gatten«. Hier verquatscht man schon einmal den Nachmittag, und meistens

»ICH WAR SCHON DREINSECHZIG BEI DORTMUND IM STADION.
DA GING DAMALS NOCH RICHTIG DIE LUTZIE AB. HÖMMA.«





»JAHRELANG AUM PÜTT UND INNE INDUSTRIEREINIGUNG
MALOCHT – ALLET FÜR DIE DAUERKARTE UND DIE FAMILIE«

geht es natürlich um den Fußball, das Grillen oder beides. Der Garten oder die dort befindliche Laube erfahren Pflege und Achtung, als stünden sie nicht im Herzen von Castrop-Rauxel, sondern in der Peripherie von Sanssouci. Das hier ist die Schule für Schlagfertigkeit und Pointensicherheit – und so wäre es verschenkt, würde man die Anekdoten in indirekter Rede oder gar in Hochdeutsch nacherzählen.

Olaf Bock über die verpasste Meisterschaft 2001:

Ich denk, wir sind Meister. Schön raus ausse Kneipe, und ab nach Hause. Ich denk auf eima: Sauba, ich hab noch ne eiskalte Kiste Bier zu Hause, astrein. Ich komm da rein, da fällt mir alles ausm Gesicht. Bayern an Jubeln, alles scheiße, ich an Heulen wien Schlosshund. Und der Bayern-Fan, der Nachbar von paar Häuser weiter, iss da drüben an Tanzen. Ich denk, watte ab, du Schweinesack. Gezz hatte ich noch schön n paar Knallfrösche von Silvester in Keller, zack, rüber. Und n Kübel Krautsalat, alles rübergeschmissen. Der iss gesprungen, aber da war Ruhe. Hier iss schon watt abgegangen teilweise.

Heinz Küffhausen über Ottmar Hitzfeld:

Ich hab den Hitzfeld ma richtig watt kommen lassen. Hitzfeld war noch Spieler, datt war Stuttgart gegen Dortmund. Da hatter dickes Foul gemacht, ich hatte son Rochus auf den. Auffem Gang zur Kabine bin ich rüber und hab ihm n paar Takte gesacht. Da wurd er ösig und frech, hat er n Gelben hochgeholt und mir inne Fresse gerotzt. Ich über die Barriere und hab ihm voll eine getafelt. Er sachte: Ich zeig dich an. Ich sach: Hier iss mein Name, Heinz Küffhausen, kanns mich anzeigen. 30 Jahre später steht mein Ottmar im Westfalenstadion nach der Meisterschaft und die Spieler und er am Zapfen für die ganzen Fans. Ich mich durchgedrängelt mitte Ellebogen nach vorn und ich sach: »Na, Ottmar?!« Er guckt. »Nee, ne?! Ker, Heinz, wie geht's dir denn? Wie viel willst du?« Da hatter gezapft wien Weltmeister. Da sindse alle ausse Socken gesprungen.

E

igentlich müsste man die beiden Sonntag für Sonntag als Experten in den »Doppelpass« auf Sport1 einladen, um die Quote der Sendung in die Höhe schnellen zu lassen. Doch Bock und Küffhausen setzen sich nicht mehr an einen Tisch. Sie haben sich zerstritten. Nicht eine einfache Meinungsverschiedenheit, sondern eine heftige Auseinandersetzung bis vor Gericht hat die beiden endgültig auseinanderdividiert. Es ging um Ruhestörung, Lärmbelästigung. Stein des Anstoßes war Olaf Bocks Gartenlaube, die er sich zur Weltmeisterschaft 2006 selbst zusammengezimmert hat.

Er sagt noch heute die Bestmarken aus jenem märchenhaften Sommer auf wie Eltern das Gewicht und die Größe ihres Kindes bei der Geburt: 460 Liter Bier, 40 Kilo Kotelettes betrug die Grundversorgung über die vier Wochen hinweg. Der »Getränkefritze«, so sagt er, sei gar nicht mehr mit der Lieferung nachgekommen. Bock und seine Freunde hätten quasi in der Laube gelebt.

Noch heute ist diese Gartenlaube mehr als ein Refugium, sie ist gerade an einem Bundesligawochenende ein zweiter Wohnsitz mit magischer Anziehungskraft. Sky läuft hier von Freitag- bis Sonntagabend durch. Trikots von Schalker Legenden wie Raul, Bordon oder Sand, Fotos mit dem DFB-Pokal und Fahnen hängen an der Wand, das einzige Poster ohne Fußballbezug kündigt von der Peter-Maffay-Tour 1988. Eine Ecke allerdings ist in Schwarz-Gelb gehalten, Bocks Frau Bettina hält den Dortmundern die Treue. »Meine alte Biene Maja, meine liebe Zecke, mein Schatz«, nennt er sie.

Mit Heinz Küffhausen, seinem schwarz-gelben Nachbarn, geht er weit weniger liebevoll um. Nach unzähligen Partys wurde es Küffhausen zu bunt, er wollte in Ruhe Fußball schauen, nicht mit lauten Vereinsliedern und AC/DC im Ohr. Immer wieder gerieten sie aneinander, bis Küffhausen sich eine neue Wohnung suchte. Er sagt: »Je mehr Blau-Weiß reingefallen iss, umso bekloppter wurde der. Der hat Stress mitte ganze Nachbarschaft.« Olaf Bock sagt: »Je älter der wird, umso schlimmer. Datt hasse nich mehr ausgehalten, sachten die andern Nachbarn auch.« Jetzt wohnen sie gut 20 Minuten voneinander entfernt. Der Umzug war für beide besser, sagen sie.

In letzter Zeit ist das Revierderby wieder in Verruf geraten. Die Vereine überlegten, nach den jüngsten Ausschreitungen keine Gästefans mehr zuzulassen. Bestimmte Fangruppen messen die Brisanz und die Bedeutung daran, wie viel im Umfeld des Spiels passiert. Auf beiden Seiten werden Fahnen und Schals geklaut, Unbeteiligte geraten zwischen die Linien, zu oft kommt es zur Gewalt. Das ist leider schon lange so, in den achtziger Jahren war es sogar noch heftiger. Doch die Frage bleibt, ob sich Schalker und Dortmunder wirklich hassen. Sie lieben sich wirklich nicht, aber hassen?

Der amerikanische Schriftsteller Elie Wiesel hat einmal geschrieben, das Gegenteil von Liebe sei nicht Hass, sondern Gleichgültigkeit. Schalker schauen nach ihrem Spiel direkt das Resultat der Borussen nach – und umgekehrt. Sie lesen in der Zeitung alle Berichte über den Rivalen. Zwei Arbeitervereine, die nun zu Schwergewichten auf dem Fußballmarkt aufgestiegen sind und wie nur wenige andere Klubs unter dem Spagat zwischen Tradition und Moderne ächzen. Sie sind sich eigentlich zu gleich, um einander wirklich zu hassen.

Dieses Derby ist nicht so besonders, weil die eine Seite der anderen mehr Schals oder Fahnen klaut als sonst wo. Wer so etwas sagt, hat nichts verstanden. Dieses Derby ist so besonders, weil es jeden Tag am Gartenzaun ausgefochten wird, an der Trinkhalle, auf der Arbeit, 365 Tage im Jahr. Es gibt keine Pause. Verbales Pressing und Gegenpressing auf engstem Raum.

Sie können nicht miteinander. Sie können nicht ohne einander. Doch sie würden eher mit Heftzwecken gurgeln, als das zuzugeben. Obwohl sie es wissen.

Heinz Küffhausen und Olaf Bock erkundigen sich kurz über den anderen. Ob sie sich noch einmal zusammen..? Nein. Nein, nein. Auf keinen Fall. ✕



Was läuft in unseren Schulen?



Unterricht. Aber der geht besser





Kann man Lehrmethoden auf ihre Wirksamkeit testen? Gibt es beim Lernen Verständnisstufen, die jeder Schüler durchläuft? Und lässt sich etwas so Komplexes wie das Lehren systematisch verbessern? Bildungsforscher sind dabei: in Bremen. In der Schweiz. In Neuseeland



Von Christoph Kucklick (TEXT) und David Klammer (FOTOS)







Seit fast 40 Jahren arbeitet Beate Junge als Lehrerin, doch auf diesen Moment hat sie nichts vorbereitet: Zum ersten Mal sollen ihr Kollegen beim Unterricht zuschauen. Als ihr Name aufgerufen wird, stöhnt sie: »Warum ich?«

Keiner der 30 Lehrer, die sich im neobeschienenen Raum 130 der Gesamtschule Bremen-Ost (GSO) zur Fortbildung versammelt haben, hatte sich freiwillig gemeldet, um vor den anderen Probeunterricht zu halten. Daher entschied das Los. So muss sich Beate Junge vor fünf Schülern aufbauen, gespielt von Kolleginnen, und ihnen das Bruchrechnen beibringen, während die restlichen Lehrer zuschauen, wie sie das bewältigt: anhand von Schokoladentafeln das Verhältnis zu erklären von einem Drittel und einem Viertel, vom Ganzen und von Teilen.

Beate Junge meistert das bravourös und ruhig, obwohl ihre Kolleginnen sich benehmen wie eine Rotte Pubertierender: Sie schwatzen, stören, knuffen einander. Am Ende aber applaudieren sie alle, ein bisschen erleichtert auch. So schlimm ist es gar nicht, sich zu offenbaren und die „Black Box“ namens Unterricht mit Licht zu füllen.

„Wie haben Sie sich bei der Lektion gesehen?“, fragt Professor Gerhard Roth, Neurowissenschaftler von der Universität Bremen. Eine einfache, eine tückische Frage. Wie wirke ich als Lehrer, was bewirke ich? Was tue ich, damit die Schüler ihr Wissen ausbauen, ihr Verstehen vertiefen?

„Ach“, sagt Beate Junge, „jetzt war ich ein bisschen zu aufgeregt, um viel zu bemerken.“

„Und sonst?“, fragt Professor Roth.

„Sonst“, antwortet sie nachdenklich, „beobachte ich mich vielleicht auch nicht so intensiv, wie ich es sollte.“

Spot an: Wie erreicht die Aufmerksamkeit des Lehrers jeden einzelnen Schüler? Individualisierung – das ist die größte Herausforderung

**Kognitive Aktivierung:
Wer weiß, wie Kinder denken, kann
sie auch verblüffen. Und dafür sorgen,
dass sie falsche Vorstellungen mit
Begeisterung revidieren**

Genau das zu ändern, dafür sitzen sie ja hier, 30 der 130 Kollegen der Gesamtschule in Bremen-Tenever, um sich gemeinsam mit dem Wissenschaftler Roth aufzumachen, den Unterricht zu verbessern. Anfang 2012 haben sie beschlossen: An einem Tag der Woche wollen sie in Zukunft einen komplett neuartigen Unterricht gestalten.

DEN WOLLEN VIELE. So wie an der GSO in Bremen gehen weltweit Lehrerkollegien und Wissenschaftler daran, den Schulunterricht zu verbessern. Seit dem PISA-Schock vor gut zehn Jahren ist viel passiert und ein neues Bewusstsein gewachsen dafür, was wirklich zählt für Schüler: nicht etwa die Lieblingsthemen der Bildungspolitik und der engagierten Eltern (Kleinere Klassen! Verlängerte Grundschule! Mehr Geld!); nicht etwa Strukturreformen und auch nicht immer neue Lehrpläne. Nein, was wirklich zählt, ist das, was in den Klassenräumen konkret geschieht.

Eine Weile wurde diese Erkenntnis mit dem Schlachtruf „Auf den Lehrer kommt es an!“ verkündet. Und das ist nach wie vor nicht falsch (GEO 02/2011). Noch richtiger wäre aber: „Auf den Unterricht kommt es an!“ Denn wie die Lehrer sind, ob eher introvertiert oder lautstark, zugewandt oder distanziert – das hat kaum einen messbaren Einfluss auf die Leistungen der Schüler. Ganz gleich, wer an der Tafel steht, für die Schüler ändert sich erst dann etwas, wenn sich der Unterricht ändert.

Und der ist hierzulande im Durchschnitt, anders als oftmals behauptet, keine Katastrophe. Aber eben auch nicht gut genug, um Deutschland bei PISA nach vorn zu bringen und vor allem um benachteiligten Schülern größere Chancen zu eröffnen. Nur: Welcher Unterricht ist überhaupt gut? Darauf geben Forscher

neue, sehr unterschiedliche Antworten. Und Lehrer wie an der GSO versuchen, einige davon im Alltag umzusetzen.

BREMEN, FEBRUAR 2012.

Gerhard Roth stellt sein Modell für einen neuen Unterricht vor. Ein radikales Modell. Er will die 45-Minuten-Einheiten auflösen und auch die Fachgrenzen – und einmal in der Woche einen Projekttag einrichten, der nicht vom Dreiviertelstunden-Takt zerhackt wird, sondern zehn frei gestaltbare Stunden enthält, und an dem die Schüler sich fachübergreifend mit einem Thema beschäftigen können – damit sie es aus vielen Perspektiven wahrnehmen, damit es sich besser im Hirn verankert. Den Unterricht sollen immer mehrere Lehrer gemeinsam gestalten, um voneinander zu lernen. Und um besser auf individuelle Probleme der Schüler eingehen zu können.

Besonders am Herzen liegt Roth, dass der Tag mit ausführlichen Wiederholungen endet, damit das Gelernte auch hängen bleibt. Und drei Tage, drei Wochen und drei Monate später folgen jeweils erneute Wiederholungen. „Nur so verfestigt sich der Stoff“, sagt Roth.

Er stützt sich dabei auf Erkenntnisse der Hirnforschung: Der Kopf benötigt vielfältige Zugänge zu einem Thema, um es sich möglichst gut einzuprägen und es sicher zu behalten. Vor allem muss er das Wissen regelmäßig wieder aktivieren, um es verlässlich zu speichern.

Die Lehrer in Bremen sind begeistert. Und auch ein bisschen bange: Einen Tag in der Woche ganz anders gestalten – im Alltag einer Schule ist das eine gewaltige Herausforderung.

ABER IST DAS NICHT ein Haufen alter Hüte? Seit langer Zeit hören wir – und hören Lehrer – dieselben Forderungen: Größere Methodenvielfalt! Teamarbeit









Pausen nicht nach dem Diktat des Gongs – sondern wenn die Luft raus ist. In Bremen schafft der Projektunterricht diesen Spielraum

der Lehrer! Stoff reduzieren! Auf die einzelnen Schüler eingehen!

Sollte das nicht längst selbstverständlich sein? Ist es nicht. Der Unterricht hat sich, wie jüngste Zahlen aus Hessen belegen, in 30 Jahren kaum verändert. Frontalunterricht ist nach wie vor die häufigste Unterrichtsform. Viele Lehrer stellen ihre Stunden nach eigenem Gutdünken zusammen, weit entfernt vom Stand der Wissenschaft. Das ist ein bisschen so, als würden Chirurgen sich die Operationsmethoden für jeden Patienten neu ausdenken.

Auch einfachste Erkenntnisse der Lehrforschung finden kaum Eingang ins Klassenzimmer: Lehrer sollten mindestens drei Sekunden auf eine Schülerantwort warten; so lange benötigen vor allem jüngere Kinder meist, um ihre Gedanken zu ordnen, bei kniffligen Fragen auch zehn bis 15 Sekunden. Und wo liegt die in Klassenräumen gemessene durchschnittliche Wartedauer? Bei weniger als einer Sekunde.

Und was in anderen Berufen längst selbstverständlich ist, hat die Lehrzimmer noch gar nicht erreicht – Teamarbeit. Nur ein bis zwei Prozent aller Englisch- und Deutschstunden werden von Lehrern gemeinsam unterrichtet. Auch besuchen sich Lehrer so gut wie nie gegenseitig im Unterricht. In anderen Ländern, etwa bei den PISA-Stars Finnland und Japan, ist das gang und gäbe.

Bildungsexperten fassen diese und andere Punkte unter dem Stichwort „mangelnde Professionalisierung“ der Lehrer zusammen. Ein böser Begriff. Als würde man Richtern vorwerfen, die Gesetze nicht zu kennen.

Probleme bekannt, Lösungen auch – da müssten Verbesserungen doch ganz einfach sein, oder? Nun, sind sie nicht. Denn leider ist es überaus schwierig, den Unterricht systematisch zu verbessern.

Das fängt schon damit an, dass es nur schwer möglich ist, guten Unterricht als solchen wahrzunehmen, wenn man ihn sieht. Diese Erfahrung machte jüngst Bill Gates. Dessen Stiftung finanzierte mit 45 Millionen Dollar ein Projekt, um herauszufinden, woran sich guter Unterricht erkennen lässt. Dafür schulten Forscher 500 Beobachter, die sich 20 000 Unterrichtsstunden von 3000 Lehrern anschauten und bewerteten.

Aber selbst diese Beobachtungsprofis stimmten in der Beurteilung kaum überein – schlimmer noch: Ihre Einschätzung des Unterrichts korrelierte praktisch gar nicht mit den tatsächlichen Lernleistungen der Schüler.

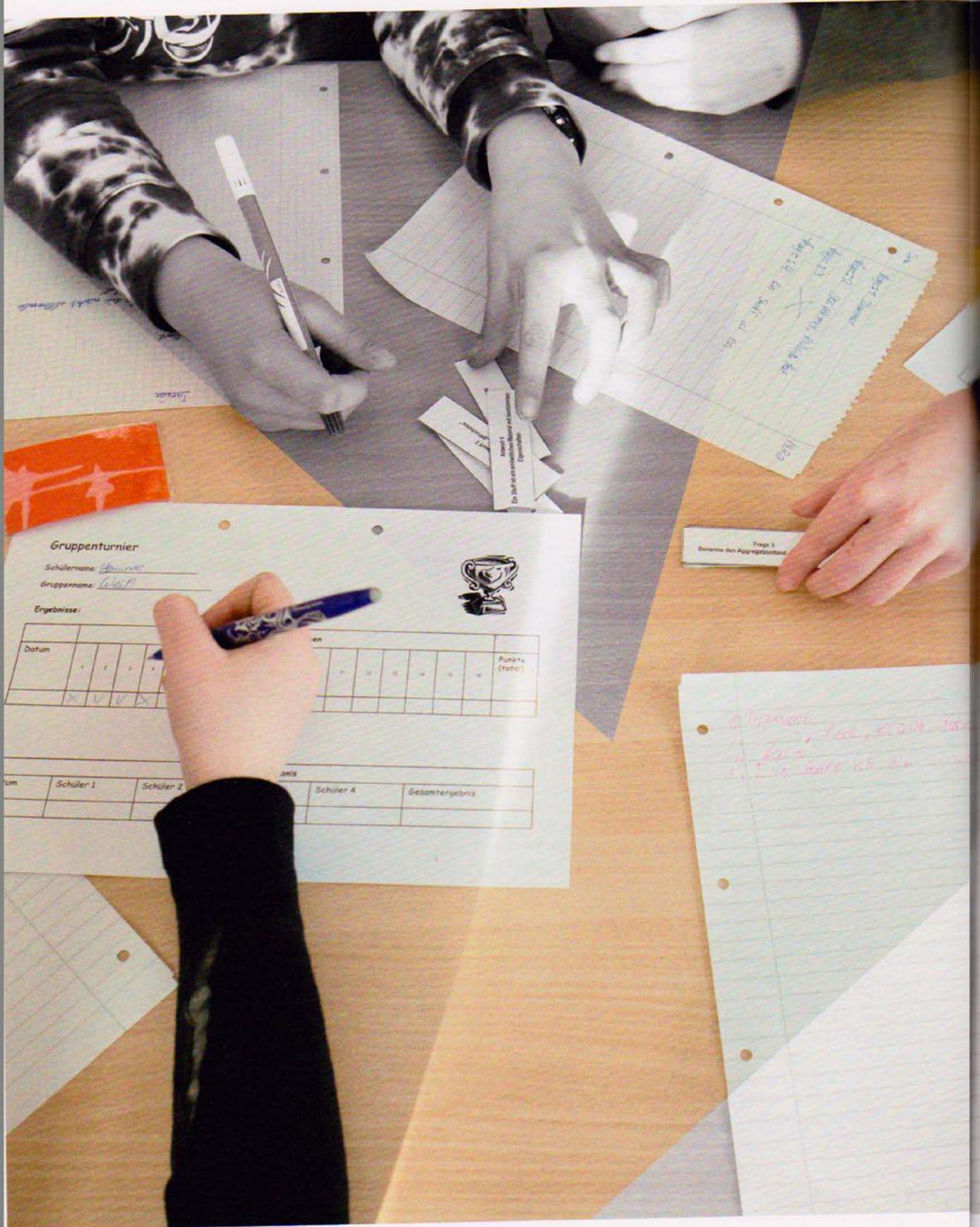
**Mit anderen Worten:
Ob Schüler bei einem Lehrer viel oder wenig lernen, lässt sich aus der bloßen Beobachtung des Unterrichts nicht erschließen.**

Und warum nicht? Weil Unterricht ein schwer zu fassendes Biest ist. Im Klassenraum geschehen tausend Dinge gleichzeitig; es geht niemals nur um den Stoff, sondern auch um so schwer fassbare Angelegenheiten wie Sozialklima, wie Anti- oder Sympathien, wie Vertrauen; und es geht um 20 bis 30 junge und eigenwillige Köpfe, denen Lehrer etwas vermitteln sollen, obwohl klar ist, dass nur die Köpfe selbst lernen können.

Lehrersein wurde einmal als „unmöglicher Beruf“ bezeichnet. Im Unterricht können kleinste Ursachen große Wirkungen haben. Daher lässt er sich nicht durch einfache Rezepte verbessern. Sondern nur durch langwieriges Lernen – der Lehrer.

BREMEN, MAI 2012.

Zeit. Das Hauptproblem bei jeder Veränderung. Woher die Zeit nehmen, um den



Gruppenturnier

Schülername:

Gruppenname:

Ergebnisse:



| Datum | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 | 10 | 11 | 12 | 13 | 14 | 15 | 16 | Punkte (total) |
|-------|---|---|---|---|---|---|---|---|---|----|----|----|----|----|----|----|----------------|
| | x | v | v | x | | | | | | | | | | | | | |

| Nr. | Schüler 1 | Schüler 2 | Schüler 3 | Schüler 4 | Gesamtergebnis |
|-----|-----------|-----------|-----------|-----------|----------------|
| | | | | | |

Frage 5
Berechne den Aggregatwert

Handwritten notes on a piece of lined paper:

- 1. Element
- 2. ...
- 3. ...
- 4. ...



Wie bei einem Puzzle sollen die Teile einer Gruppenarbeit ineinandergreifen – wo nötig, unterstützt von der helfenden Hand der Lehrerin

Verbesserung des Unterrichts in Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik kümmert, kurz: in den MINT-Fächern.

Um Lehrer bei ihrem Unterricht besser anleiten zu können, vertieft sich Sterns Forschergruppe in die letzten Verästelungen des kindlichen Denkens. Und stellte Überraschendes fest: Dass nämlich zwar alle Schüler individuell sind, aber nicht sonderlich individuell denken. In jedem Fachgebiet durchlaufen Kinder (und auch Erwachsene) immer wiederkehrende, falsche Denkmuster – nicht alle Schüler im selben Alter und auch nicht alle in derselben Reihenfolge, aber doch typisch genug, dass Lehrer daran erkennen können, an welchem Punkt des Lernprozesses das jeweilige Kind gerade steht.

Welches Gewicht hat Luft? „Gar keins!“, rufen Kinder auf einer bestimmten Stufe ihres Verstehens. Andere glauben, Luft sei sogar leichter als alles andere auf der Welt – was die Schüler oft sogar „beweisen“ können: Manche Ballons steigen nach oben. Ein erheblicher Teil von Grundschulern denkt so, und der Rest weiß zwar, dass Luft durchaus ein Gewicht besitzt, aber warum das so ist, bleibt ihnen schleierhaft.

Lehrer, die diese Denkmuster der Kinder kennen, haben es in der Klasse beim Thema „Luft“ nicht mehr mit 20 verschiedenen Schülern zu tun, sondern mit drei Verständnisgruppen. Schon ist aus der Herkulesaufgabe „Individualisierung“, also der immer wieder geforderten maßgeschneiderten Betreuung jedes einzelnen Kindes, die lösbare Anforderung geworden, drei Lerngruppen zu organisieren.

Solche typischen Fehlkonzeptionen von Kindern finden sich bei vielen Themen. „Was ist ein Viertel von 32?“ Mancher Schüler antwortet darauf stolz: „7“.

Der Lehrer, der nun „Setzen, 6“ sagt, weil der Junge offensichtlich das Rechnen nicht beherrscht, hat wenig Ahnung vom kindlichen Lernprozess.

Denn vermutlich kann der Schüler gut begründen, wie er darauf gekommen ist: „Ein Viertel, das ist immer 25, und 32 minus 25 ist 7.“ Richtig gerechnet also, aber trotzdem falsch. Das Kind hat ein Viertel als Prototyp gespeichert, in diesem Fall als ein Viertel von 100, und nicht als ein Verhältnis, das je nach Ausgangsgröße andere Werte ergibt.

Der kluge Mathelehrer kennt diese Logik und wird dem Schüler helfen, ein angemessenes Denken zu entwickeln. Der schlechte Lehrer wird einen schlechten Schüler erzeugen.

Viele Lehrer vermeiden es, solche Irrwege des Denkens im Unterricht anzusprechen – aus Angst, diese könnten sich dann noch stärker festsetzen. Die Zürcher Forscher aber empfehlen die Fehlkonzeptionen der Schüler als den wertvollsten Rohstoff für Lehrer. Nur wenn Unterricht am Vorwissen der Schüler ansetzt, kann er sie auch erreichen.

Und wer die typischen Verständnisprobleme der Schüler kennt, kann einen besonders schmissigen Unterricht bieten.

Denn nichts kapert die Aufmerksamkeit der Schüler mehr, als wenn ihr bisheriges Denken an Grenzen stößt. Das lässt sich zuweilen mit ganz einfachen Experimenten erreichen. Eine Klasse, in der die Kinder mehrheitlich glauben, Luft sei „nichts“, kann man mit einem Trichter und einer Flasche gehörig in Verlegenheit bringen: Man pfpöple den Trichter luftdicht auf die Flasche und gieße vorsichtig Wasser hinein – bald schon stockt der Wasserfluss, und die Flasche läuft nicht weiter voll, weil die Luft darin das

FIESTA

MEXICANA

LA CARRERA PANAMERICANA IST DAS

HÄRTESTE OLDTIMER-

STRASSENRENNEN DER WELT. VIELE

PILOTEN **KENNEN NUR EINE**
PEDALSTELLUNG:

VOLLGAS. WIR HABEN ZWEI 260Z AUF

DEN 3100 KILOMETERN VON VERACRUZ

NACH ZACATECAS BEGLEITET

TEXT: JÖRG HEUER_FOTOS: DAVID KLAMMER





ROUTENPLAN: Die 25. Carrera Panamericana startet in Veracruz am Golf von Mexiko und endet in der alten Silberstadt Zacatecas im Norden (1.)

WILDWEST: Die Rallye geht durch urige Landschaften. Nur können die Piloten nicht viel davon genießen. Sie müssen sich auf die Straße konzentrieren

VOLLGAS: Pascual Piccolo fährt auf den Speedetappen mit seinem 260Z immer Attacke und stets am Limit. Er will aufs Siegerpodest – um jeden Preis





Bereits früh am Morgen ist es heftig heiß. Am Steuer der PS-strotzenden Geschosse sitzen Männer, die pures Adrenalin getankt zu haben scheinen. Ihre Motoren heulen auf. Der Boden vibriert, dass sich Pfützen kräuseln. Benzingeruch liegt schwer in der schwülen Luft. Polizisten in schwarzen Uniformen und schuss-sicheren Westen bewachen den Ort des Geschehens mit Maschinengewehren und Argusaugen. So sieht es aus, in Veracruz am Golf von Mexiko, beim legendärsten aller Autorennen auf öffentlichen Straßen. Wir sind bei der Carrera Panamericana.

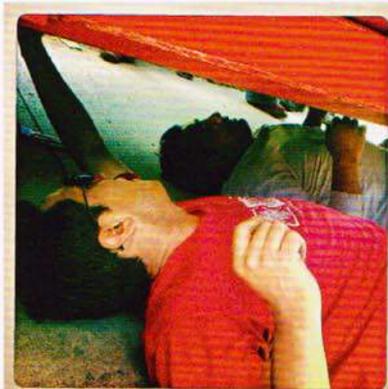
„Mein 260Z hat etwa 300 PS unter der Haube. Er und ich und mein Copilot, wir sind in Topform“, sagt Pascual Piccolo, 53, auf Tauchunfälle spezialisierter Facharzt mit eigener Klinik auf der Ferieninsel Cozumel. Der Mexikaner will das Gaspedal endlich durchdrücken. Er hat ein ganzes Jahr darauf hingefiebert: „Es gibt hier keine Preisgelder zu gewinnen, nur Ehre. Und diese ist die Rallye aller Rallyes. Alle anderen sind dagegen nichts.“

Im vergangenen Jahr, erzählt Doktor Piccolo gestenreich, sei er zu Beginn der Carrera in einer scharfen Rechtskurve auf eine Ölspur geraten. Und dann habe er den Abflug gemacht – von der Straße in die Prärie. An einem Kakteenbaum kam er zum Stehen, sagt der Rallyepilot. Auf dem Dach liegend. Nur wenige Meter vorm Abhang.

„Ich hatte nur leichte Blessuren, doch das Auto war hin. Verbeult, verzogen, gebrochene Radaufhängungen. Meine Mechaniker haben geschuftet und geschweißst, kriegten den Wagen jedoch nicht wieder flott. Ich musste aufgeben.“

In diesem Jahr will er es mit seinem Renner bis ins Ziel in der alten Silberstadt Zacatecas im Norden Mexikos schaffen. Er will aufs Siegertreppchen steigen – und das, obwohl er in seiner Wertungsklasse auch gegen acht Porsche antritt.

Piccolo schiebt sich die dunkle Sonnenbrille ins Gesicht und tätschelt seinem Copiloten Francisco Rincon, 24, Automechaniker, die Schulter. Rincon zieht den Reißverschluss seines roten Rennoveralls hoch und streckt den Daumen. „Wir rocken die Carrera“, sagt er. „Wir zeigen den Gringos, wie schnittig das Heck des Z aussieht“, brüllt Piccolo freudig gegen



SERVICESTATION Pilot Piccolo und Beifahrer Francisco Rincon lassen ihren Rennwagen in den kurzen Pausen von Mechanikern prüfen, um sicher und rasant die kurvenreichen Strecken meistern zu können. Es gibt kaum eine Stelle an dem Wagen, die nicht getunt ist



den Motorenlärm an, den Helm bereits auf dem Kopf. Für ihn ist es die Erfüllung eines Lebensstraums: ein Mal erfolgreich die Carrera fahren.

Pascual Piccolos und Francisco Rincons 260Z, Baujahr 1974, steht rot lackiert, mit Werbeslogans beklebt und auf Hochglanz poliert inmitten einer Armada imposanter Sportwagen – Mercedes 300 SL, Mustang, Alfa Romeo, Studebaker, Falcon, Buick, Oldsmobile, Corvette, Porsche, Lincoln, Jaguar – an der Küstenstraße in Veracruz. Startklar für die 25. Auflage des nicht nur legendärsten, sondern auch schnellsten, härtesten und verrücktesten Oldtimer-Straßenrennens der Welt.

Von der Carrera Panamericana – die Rennstrecke führt 3100 Kilometer vom Süden nach Norden quer durch Mexiko – träumt wohl jeder Rennsport-Enthusiast, weil es um ursprüngliches Wettfahren auf öffentlichen Straßen geht, was anderenorts längst nicht mehr möglich ist. „Für mich ist die Carrera das, was für einen Bergsteiger der Mount Everest ist“, sagt Señor Piccolo. Und das sagen viele, die hier am Start stehen.



SCHUTZTRUPPE Spezial-Polizei sichert das Fahrerfeld auf dem Weg durchs wilde Mexiko (o.). Ein Schutzengel aus Porzellan segnet die Piloten vom Straßenrand – aus sicherer Entfernung (u.)

113 Sportwagen – die jüngsten sind Baujahr 1974, die ältesten von 1950 – machen diesmal bei der Carrera Panamericana mit. Ehemalige Formel-1-Piloten wie der deutsche Jochen Mass sind dabei. Ein paar Frauen, viele Multimillionäre und Manager, Bleifüße und Desperados, Verrückte und Verrückte, Abenteurer und Asphaltcowboys aus Nord-, Mittel- und Südamerika sowie aus einigen Ländern Europas sind mit ihren 150 bis fast 1000 PS starken, 30.000 bis eine Million Euro teuren Boliden nach Veracruz gereist – um an ihre Grenzen zu brettern und manchmal sogar drüber hinaus. Caramba, Karacho, Carrera!

Ein teurer Spaß. Jeder Rallyefahrer steckt für das Fitmachen, die Sicherheitsvorrichtungen (Überrollkäfig, Fangnetze, Feuerschutzanlage), die Überführung des Rennwagens, für das Serviceteam, für Ersatzteile, Hotels und Benzin mindestens 50.000 bis 250.000 Euro in das sieben-tägige mexikanische Pistenabenteuer. „Mich kostet die Carrera-Woche 75.000 Dollar“, sagt Pilot Piccolo. „Ein Haufen Geld. Aber die Rallye ist es mir wert.“

Tausende Zuschauer säumen in Veracruz die Straßen. Die Carrera ist ein großes Volksfest. Im Abstand von 30 Sekunden starten die fauchenden und brüllenden Oldtimer mit den vielen Pferdestärken in Richtung Oaxaca zur Transferstrecke bis zur ersten Speedprüfung. Bis dahin mischen sich die Piloten unter den normalen Straßenverkehr. Doch für sie – auch für den Begleittross aus Staff-, Service- und Securityfahrzeugen, Krankenwagen, Feuerwehren und Presseteams – gelten keine Verkehrsregeln. Sie haben für die Carrera-Woche so etwas wie einen amtlich tolerierten Freifahrtschein. Rote Ampeln, Geschwindigkeitsbegrenzungen, Vorfahrtsregeln, Vorsicht und gegenseitige Rücksichtnahme: alles außer Kraft gesetzt. Wer bremst, verliert den Anschluss.

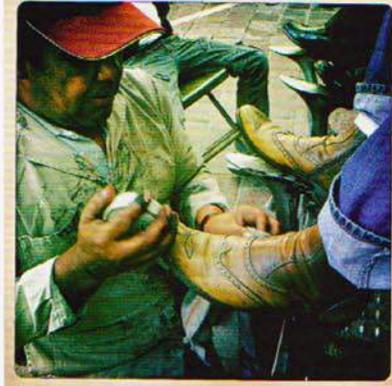
In Tempo 30-Zonen wird locker mal 130 gefahren. Auch in der unübersichtlichsten Doppelkurve wird brachial überholt. Die Zeit sitzt den Carrera-Fahrern ständig im Nacken. „Wer zu spät zu den Speedprüfungen kommt, kriegt Strafminuten aufgebrummt“, erklärt Pascual Piccolo. Und nur bei den Speedetappen – fünf bis zehn sind es pro Renntag – sind



SPEEDETAPPEN: Jeden Tag stehen fünf bis zehn Sonderprüfungen auf dem Programm. Da ist höchste Konzentration angesagt (l.)

SAUBERE SACHE: Wenn der Staub der Prärie die Schönheit der Treter überdeckt – kein Problem. Für ein paar Peso schafft der Profi am Pistenrand Abhilfe

AUTOFRIEDHOF: Fünf Rennwagen kriegen die Kurve nicht und landen unsanft im Tal. Alle Teams überleben. Der orangene Studebaker fährt die Carrera sogar weiter



„ES GIBT HIER
KEINE PREIS-
GELDER
ZU GEWINNEN,
NUR EHRE.“
PASCUAL PICCOLO



die Straßen für den Normalverkehr gesperrt. Doch es gibt keine Gewähr für die Piloten, dass nicht irgendwo plötzlich ein Pferdegespann, eine Schafherde oder freilaufende Esel auf der Rennstrecke unterwegs sind. Das sind die Regeln – und die Risiken. Jeder Pilot hat den Haftungsausschluss unterschrieben. Raserei auf eigene Gefahr.

Piccolos Wagen röhrt sicher durch die gefährlichen, unübersichtlichen Kurven der Speedetappen im Gebirge. Leitplan-

ken an lebensgefährlichen Abhängen? Meistens Fehlanzeige!

„Wir sind unterwegs wie ein Raubtier zur Beute“, resümiert Piccolo an der Servicestation, wo die Fahrer kurz verschnaufen, tanken und ihre Boliden checken lassen. Piccolos Kumpel Jorge Seman, 57, reicher Bauunternehmer und ebenfalls mit einem roten 260Z unterwegs, war sogar noch ein paar Sekunden schneller als der Taucharzt, den das mächtig wurmt. Beide Autos liefern sich bei der Panamericana eine Art

TRANSFERSTRECKE: Keine Atempause. Auf den Straßen hin zu den Sonderprüfungen muss Pilot Piccolo auch Vollgas geben, um pünktlich zum Start zu kommen. Schafft er es nicht, gibt es Strafzeiten

YOU+NISSAN
REINHÖREN UNTER
WWW.NISSAN.DE/YOUPUS

Privatduell. Mann gegen Mann. Und das bei einer Hitze im engen Rennwagen, die Saunaniveau erreicht. Das Serviceteam – acht Mann mit Truck unterwegs – teilen sich die beiden mexikanischen Piloten.

Ein aufgemotzter Studebaker – 800 PS stark und 300 km/h schnell – hat es nicht mal bis zur ersten Servicestation geschafft. Das Geschoss ist vom Asphalt geflogen und auf einer grünen Wiese zwischen zwei Maisfeldern gelandet. „Als ich den Wagen da aus den Augenwinkeln so zerbeult auf dem Dach liegen sah, musste ich kurz an mein Ausscheiden letztes Jahr denken“, sagt Piccolo. „Aber vom Gas runter bin ich deshalb nicht. Ich fahre Attacke. Am Limit. Deshalb bin ich hier.“

Kumpel Jorge Seman nickt nachdenklich und bittet seine Serviceleute, beide Wagen vor der Weiterfahrt noch schnell von Staub und Dreck zu befreien. „Wir wollen nicht nur schnell, sondern auch schön sein“, sagt der Bauunternehmer mit dem imposanten Schnäuzer. „Sind wir doch“, erwidert Piccolo und startet den Motor: „Adios Amigos.“

Überall entlang der Strecke durch Wild-West-Landschaften wie aus dem Bilderbuch: Panamericana-Fieber. Crashes, kaputte Kühler und geschundene Getriebe, verbeulte Kotflügel, Unterböden und Ölwannen gehören einfach dazu. „Eine Tortur für Mensch und Maschine“, sagt Piccolos Copilot Francisco Rincon. „Ich starre in mein Roadbook wie durch einen Tunnel. Ich bin wie high von der Raserei.“

Auffällig viele Porsche kriegen die Kurve nicht oder geben ihren Geist auf. Die 260Z liegen hingegen gut auf dem Asphalt und in den Ergebnislisten ziemlich weit vorne. Aber auch sie müssen bis tief in die Nacht hinein repariert, gewartet, wieder flott gemacht werden. „Wenn wir drei, vier Stunden Schlaf kriegen, ist das viel“, sagt ein Mechaniker mit ölschwarzen Händen und Rändern unter den Augen.

Die Fahrer müssen stets früh raus: Start im Morgengrauen, Stress und Speed den ganzen Tag bei Hitze und greller Sonne. Dafür gibt es triumphale Einfahrten in die Etappenzielorte, in denen dreispurige Autobahnen und Hauptplätze für die Carrera-Piloten gesperrt werden, als wären sie Staatspräsidenten. Und Bierduschen gibt es, Musik- und Tanzgruppen, Menschenmassen und Minirock-Mädels,

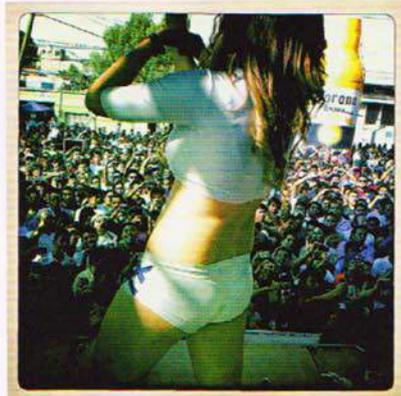
die gemeinsam mit den Racern fürs Foto posieren. Es folgt Adrenalinabbau in Luxushotels. So geht es Tag um Tag.

Obwohl das Roadbook manchmal unpräzise ist, fahren die Autos von gestern, als gäbe es kein Morgen mehr. In einer besonders steilen Kurve rasseln gleich fünf Wagen hintereinander etwa 30 Meter ins Tal hinunter. Ein schockierender Anblick. Doch nur ein Pilot bricht sich das Bein, alle anderen bleiben fast unverletzt in ihren durch Fangnetze und Stahrohre geschützten Käfigen. Eines der fünf Unfallautos nimmt das Rennen am nächsten Tag sogar wieder auf.

„Mein Spezi Jorge Seman liegt, glaube ich, noch immer vor mir. Wir bekommen ja keine offiziellen Zwischenstände“, klagt Pascual Piccolo ein paar Hundert Kilometer und wenige Speedetappen vor dem Ziel der Carrera in Zacatecas. „Das schmeckt mir gar nicht. Aber ich bin dicht hinter ihm. Außerdem hoffe ich, dass er sich hier und da ein paar satte Strafminuten eingefangen hat.“ Seman wischt sich den Schweiß von der Stirn und schiebt sich gelassen ein Stück Melone in den Mund. Auch die Gesichter der beiden 260Z-Piloten sind längst von Dauerstress und Müdigkeit gezeichnet.

Am letzten Renntag will Pascual Piccolo „mehr als das Letzte“ aus seinem Wagen herausholen, verspricht er. Auf der „La Buffa“-Speedetappe ist er einer der Schnellsten des Feldes. Und bei der Zieleinfahrt in Zacatecas brüllt er seine Erleichterung darüber heraus, unfallfrei geblieben und angekommen zu sein. 84 Teams überschreiten am Ende aus eigener Kraft die Ziellinie. Und alle lassen ihren Emotionen unter Mexikos Himmel freien Lauf – mit Bier, Champagner und Tequila.

Bei der mitternächtlichen Siegerehrung in der alten Stierkampfarena steigen Piccolo und sein Copilot Rincon tatsächlich aufs Podest: zweiter Platz in der Wertungsklasse, 15. Platz im Gesamtklassement. Nur fünf Ränge hinter dem deutschen Ex-Formel-1-Piloten Jochen Mass! Kumpel und Konkurrent Jorge Seman liegt am Ende ein paar Minuten hinter Piccolo. „Neben der Geburt der Kinder ist dies der schönste Tag in meinem Leben“, sagt er. Dann zückt Piccolo ein Stoff-Taschentuch. Um sich die Tränen zu trocken.



VOLKSFEST: Heiße Musik und noch heißere Mädchen. In den Etappen-Zielorten der Carrera Panamericana geht die Party ab

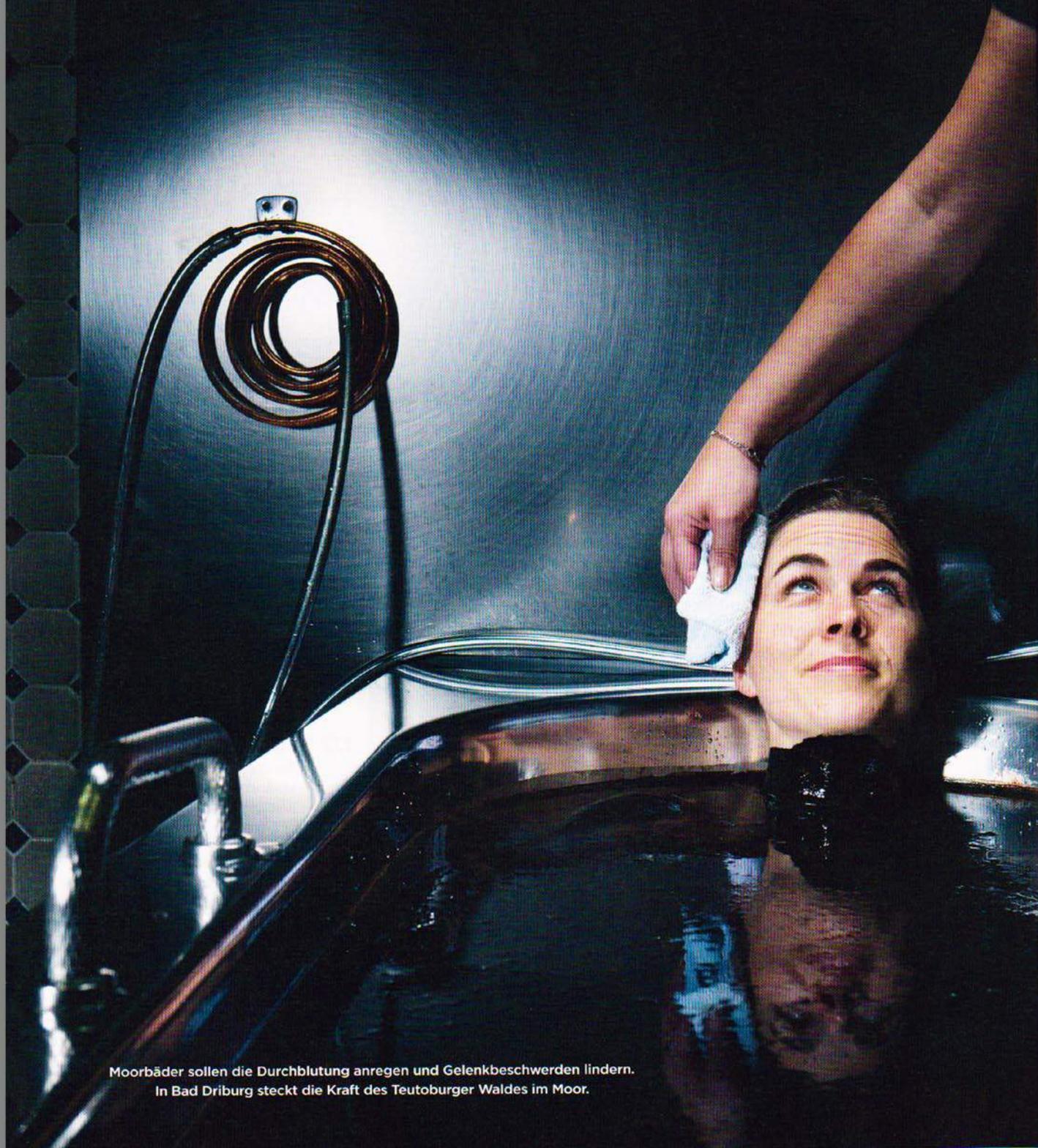
GRILLFLEISCH Hähnchen schmecken nirgends besser als am Rande der Rallye. So mancher Pilot nimmt ein halbes auf die Hand



SIEGEREHRUNG Pascual Piccolo (l.) und Francisco Rincon sind hochzufrieden. Die beiden Mexikaner sind Zweiter in ihrer Klasse und 15. in der Gesamtwertung



KAPITEL 1 | VERSTEHEN



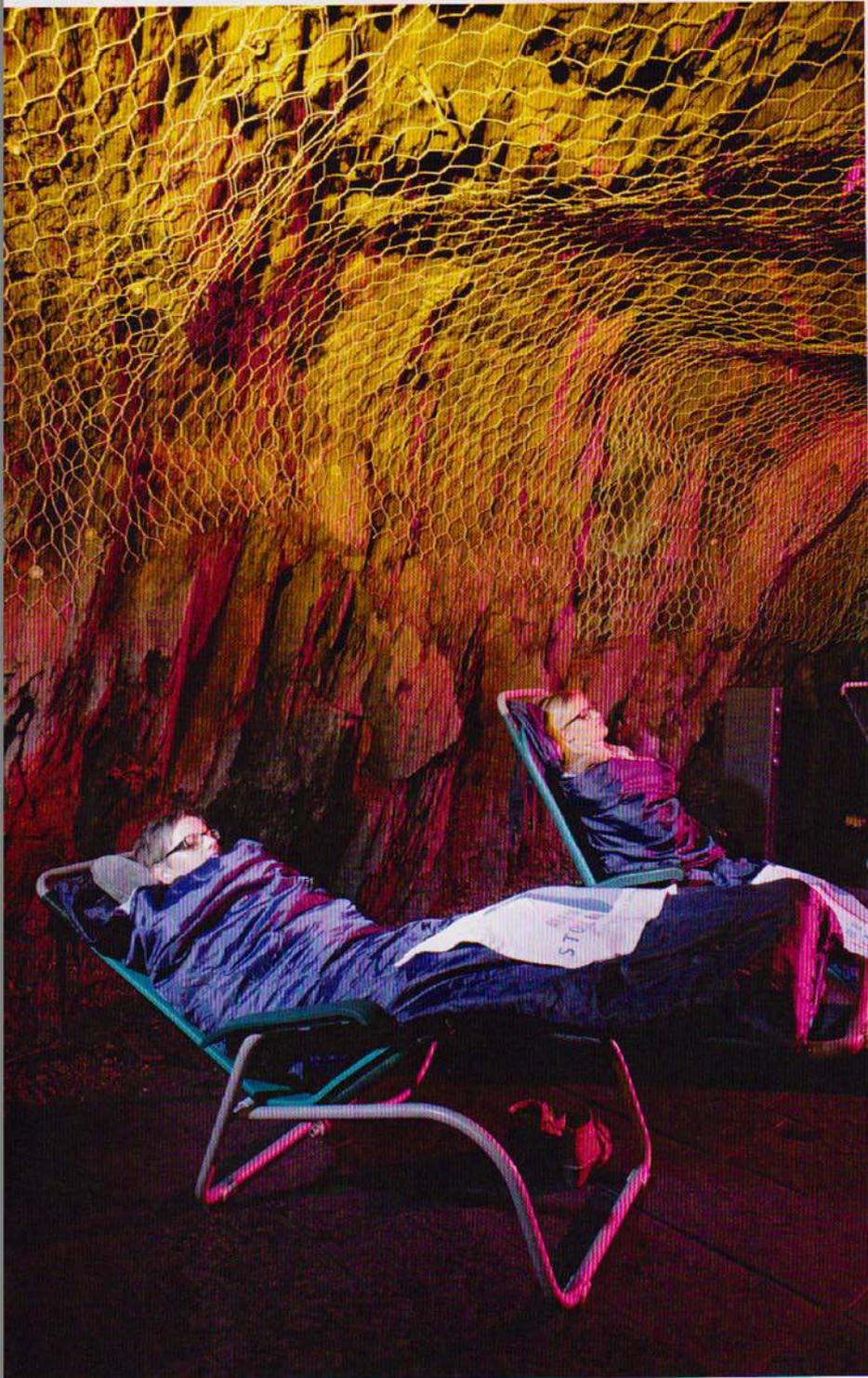
Moorbäder sollen die Durchblutung anregen und Gelenkbeschwerden lindern.
In Bad Driburg steckt die Kraft des Teutoburger Waldes im Moor.

FOTOS: DAVID KLAMMER / SPIEGEL WISSEN



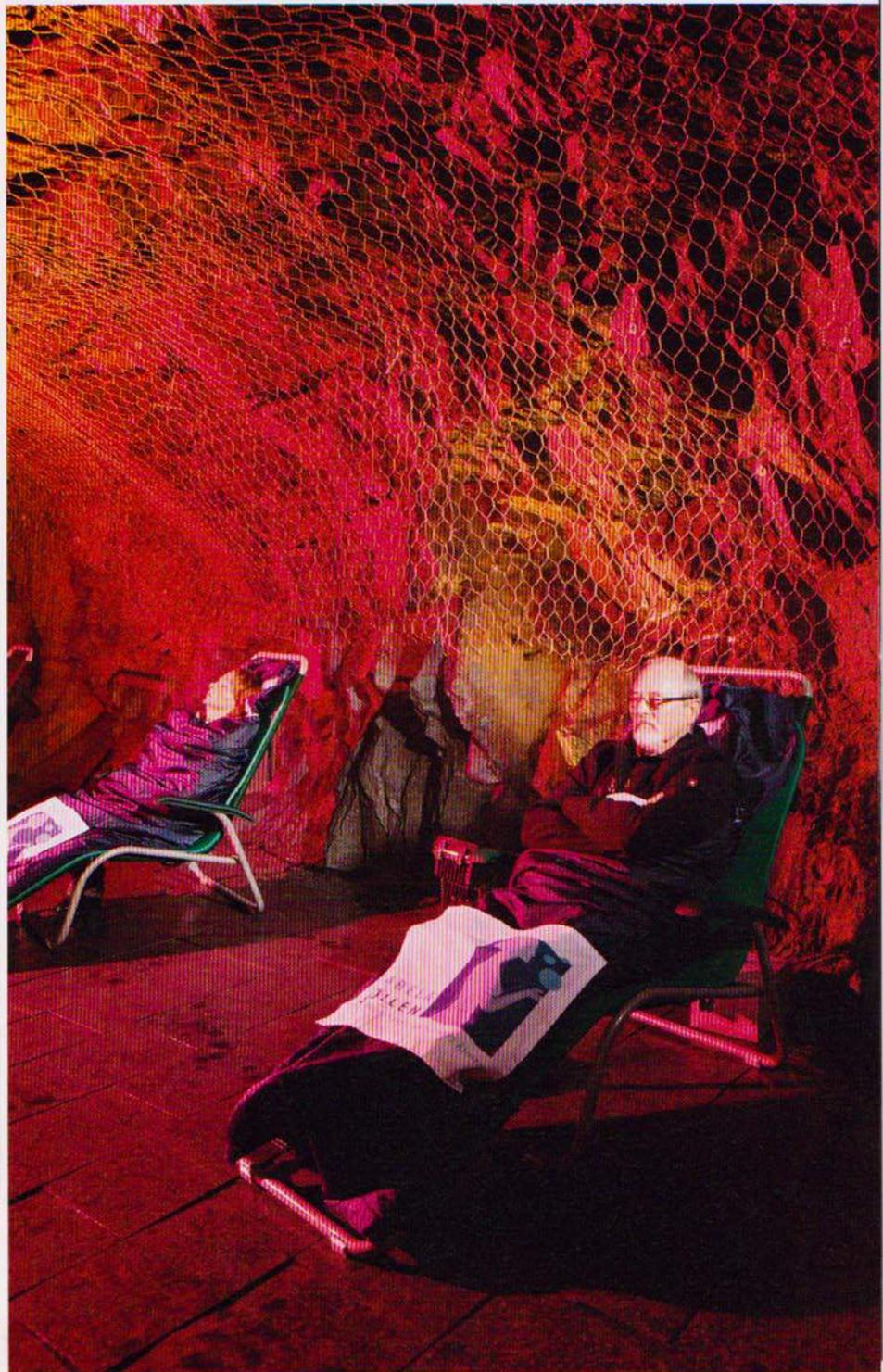
Sehnsucht nach Heilung

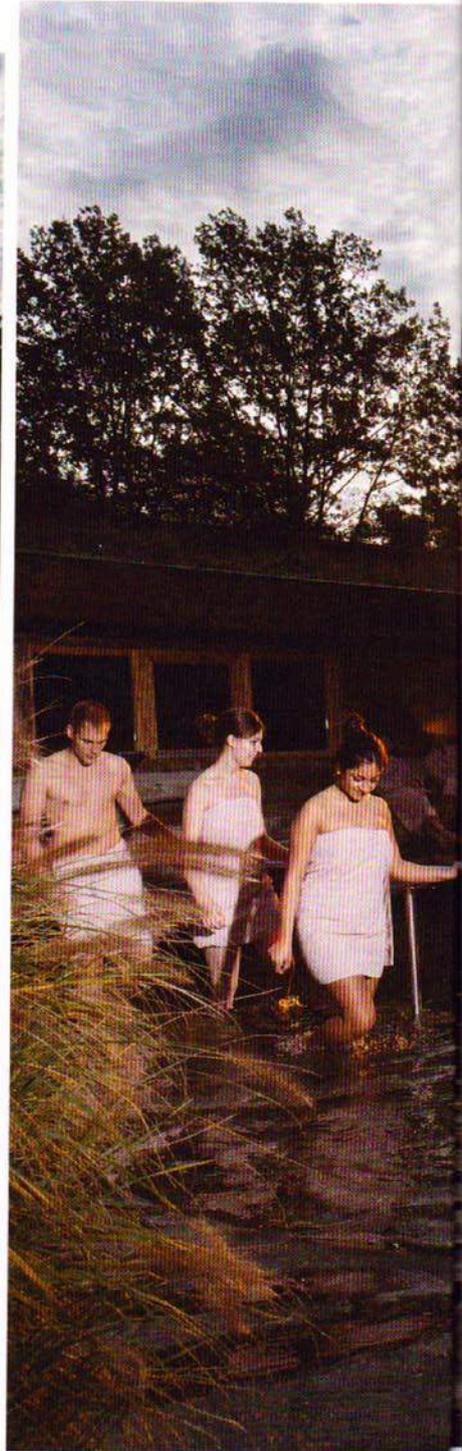
Kräfte aus der Natur gewinnen, verborgene Energien des eigenen Körpers nutzen – mit solchen Hoffnungen beginnen viele Menschen eine alternative Therapie.



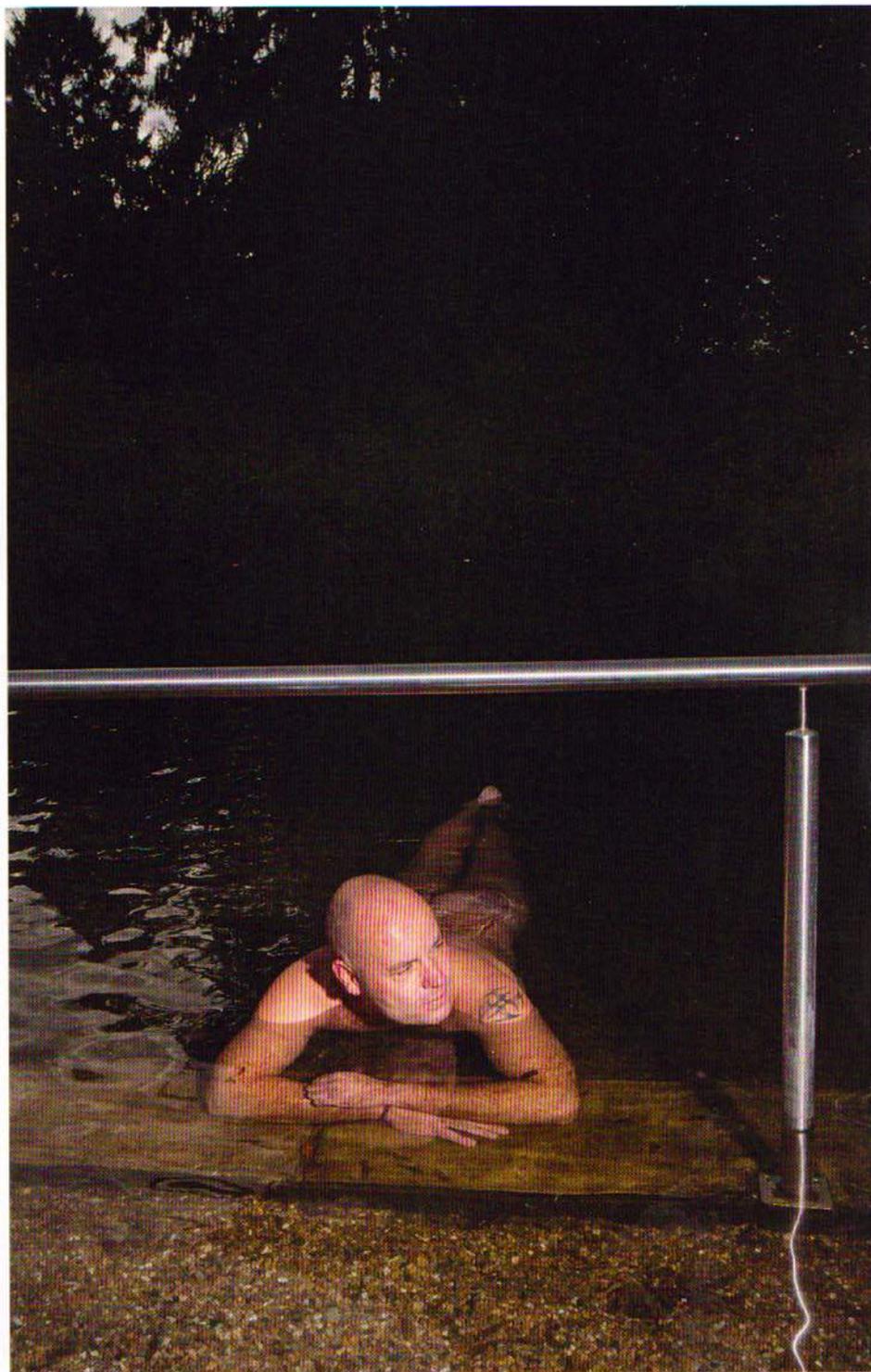
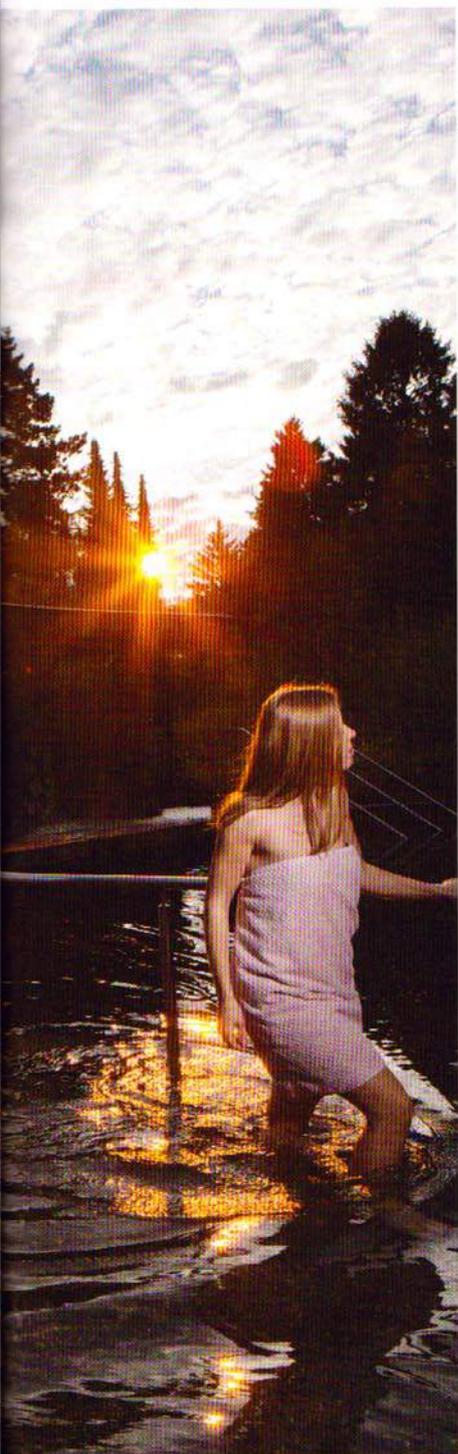
FOTOS: DAVID KLÄMMER / SPIEGEL WISSEN

„Untertageklimatherapie“: Asthma- und Bronchialkranke hoffen auf Linderung
in den feuchtkalten Stollen von Bad Fredeburg im Sauerland.





Aus der Sauna in den Badesee von Bad Salzuflen: Der Wechsel zwischen Heiß und Kalt stärkt laut kneippscher Lehre die Abwehrkräfte.



FOTOS: DAVID KLAMMER / SPIEGEL WISSEN (DANK AN HOTEL & SPA GRÄFLICHER PARK BAD DRIBURÖ, ABELA HEILSTOLLEN BAD SCHMALLENBERG, NORDSEEKLINIK BÖRKUM, VITASOL THERME BAD SALZUFLEN)



VON DER STRASSE AUF DIE BÜHNE

Der 18-jährige Nachwuchsschauspieler Hüseyin Ekici macht Neuköllner Jugendlichen Mut, sich ehrgeizige Ziele zu setzen. Auf der Bühne spielt er die kriminelle Karriere, die ihm selbst erspart blieb.

Fotos: David Klammer | Text: Axel Nixdorf

StadtAussichten Mut machen





Szene aus dem Theaterstück „Arabboy“ auf der Bühne des „Heimathafen Neukölln“. Rashid (Hüseyin Ekici) und sein Kumpel (Sinan Al-Kuri) werden gleich eine Mitschülerin (Inka Löwendorf) angreifen. (Vorherige Seite)
Manchmal fahren Hüseyin und sein Cousin zu dem alten Hochhaus in den Sonnenallee und schauen vom Balkon im 18. Stock auf Berlin und reden über die alten Zeiten.

Hüseyin Ekici sitzt ganz still da, schaut in den Schminkspiegel, faltet die Hände unter der Nasenspitze und blickt sich dabei selbst tief in die Augen. Und obwohl durchs geöffnete Fenster seiner Künstlergarderobe Gesangsübungen aus der benachbarten Musikschule hereinplätschern, kehrt in diesem Moment am Spiegel eine bemerkenswerte Ruhe ein. Hüseyin lässt seine Rastlosigkeit hinter sich und die manchmal ungelenke Ghetto-Pose, die eben noch so hartnäckig dargestellte Selbstsicherheit, das Muskelspiel. Es wäre wohl übertrieben zu behaupten, dass im Blick des jungen Mannes dessen Vergangenheit als Neuköllner Rüpel Revue passiert. Aber dass sich Hüseyin Ekici hier seiner selbst bewusst wird, ist nicht zu übersehen. Und eben dieses Bewusstsein von sich selbst hat dazu beigetragen, dass er hier und jetzt in dieser Garderobe in Neukölln sitzt, gleich hinaus auf die Bühne tritt und die ver-

murkste Jugend des Titelhelden Rashid in dem Stück „Arabboy“ spielen wird. Rashid ist ein junger Libanese in Neukölln, der zunächst nur nicht in die Schule geht, dann mehr und mehr auf die schiefe Bahn gerät. Körperverletzung, Vergewaltigung, Brutalitäten aller Art sind die Stationen, die ihn erst zum Handlanger eines Zuhälters und schließlich zum schwerkriminellen Jugendlichen ohne Zukunft werden lassen, der am Ende des Stücks in die Türkei abgeschoben werden wird, obwohl er, der Berliner Libanese, dort nicht hingehört.

Viele glauben, dass Hüseyin Ekici als Rashid sein eigenes Leben abbildet. Doch er spielt den „Arabboy“. Hier geht es nicht um die Kongruenz von Lebensläufen, sondern um das Handwerk des Schauspielers, das der junge Mann sich mehr und mehr aneignet und im Falle dieser Rolle auch beherrscht. Es mag schon sein, dass Hüseyin Ekici die Rolle des Rashid besonders

gut versteht, weil seine eigene Biografie ihn nahe an die Erlebnisse der Kunstfigur herangeführt hat. Er aber hat die Kurve gekriegt: „Von der Straße auf die Bühne“, das ist sein Motto. Dieser Weg war nicht einfach nur ein Abbiegen vom Berliner Trottoir in den Künstlereingang eines Theaters, sondern ein hartes Stück Arbeit am eigenen Selbst: eine Kette von Erlebnissen des Scheiterns, ein Überwinden von Faulheit und Gleichgültigkeit und schließlich eben auch das Genießen von Applaus und Bewunderung.

Manchmal steht Hüseyin die Verwunderung darüber, dass er es geschafft hat, ins Gesicht geschrieben. Dann frohzelt er über sein altes Leben: „Auch im Ghetto scheint manchmal die Sonne“, sagt er morgens um neun auf dem Hermannplatz und deutet in den blauen Himmel. Zwar gehen seine Kumpels noch nicht ans Handy um die Zeit, dafür wird es beim Friseur nicht so voll sein. Das Programm für den „Tag im Leben eines



„AUCH IM GHETTO SCHEINT MANCHMAL DIE SONNE.“

Nachwuchstalents“ ist dicht gepackt: Frühstück im Schnellrestaurant zum Kennenlernen und dann bis zum Abend im Theater Termin um Termin.

Die Eckdaten seines jungen Lebens sind rasch erzählt: 1990 in Berlin geboren, seine Eltern sind Zaza, Angehörige einer ostanatolischen Volksgruppe. Während der Grundschulzeit spielte er in der Theater AG. Er war mal der Jäger im „Gestiefelten Kater“. Dass er nach dem Anschauen von alten Charlie-Chaplin-Filmen schon als Vierjähriger Schauspieler werden wollte, ist so eine Legende, die sich gut in Zeitungsartikeln macht. Es war eine Kinderphantasie. Höchstens. Als die Eltern sich trennten, war er fünf Jahre alt.

Er ist aggressiv geworden, ein Schulschwänzer, der sich für nichts interessierte außer für das, was seine Kumpels auf der Straße so an Dummheiten anstellten. Damals stand er oft mit Freunden auf dem kleinen Balkon im 18. Stock des Hochhauses Sonnenallee, Ecke Grenzallee.

Sie rauchten und guckten über die Dächer von Berlin. „Wenn ich da unten aus der Tür trat, sah ich links das Arbeitsamt und rechts die Jobagentur. Da glaubte ich, meine Zukunft zu sehen.“ Das sagt er mit bitterem Ernst.

Die Menschen hier kennen ihn. Manchmal grüßen ihn Leute auf der Straße. Gleichaltrige Jungs, ein älterer Türke winkt ihm vom Mofa zu. Junge Mädchen lächeln verschämt zu ihm herüber. Der Hüseyin ist jetzt berühmt. Er hat Fans. Im Internet gibt es sogar eine Fansite für ihn. Mit seinem Vorbild macht er ganz klar anderen Mut. Eben auch, weil Mut für ihn bedeutet, dass man seine Meinung sagt, dass man etwas anders macht als alle anderen, dass man es schafft, aus der Szene auszusteigen. „Ich bin, wie ich bin, das ist Mut“, sagt Hüseyin ganz selbstbewusst. Er zeigt, dass man etwas aus sich machen kann. Nicht nur mit Casting-Shows und Schönaussehen in Soap-Operas,



Die kämpferische Pose kommt bei Hüseyin Ekici nur noch auf der Bühne vor. Viel lieber mag er's ruhig. Zum Beispiel bei einer Shisha mit seinen Freunden.

**„BEI ALL DEM
WILL ICH NICHT VERGESSEN,
DASS ICH VON HIER
KOMME. NEUKÖLLN IST
MEINE HEIMAT.“**

heute, die „BZ“ von vorgestern und das Monatsmagazin eines Fitness-Discounters. Für Hüseyin und seine Kumpels sind dicke Oberarme wichtig, eine gute Frisur, ein kunstvoll barbiertes Bart sind Pflicht im Kiez. „So dreimal in zwei Wochen gehe ich schon zum Friseur und regelmäßig ins Studio“, sagt Hüseyin und beklagt, dass ihn die Schauspielerei ganz schön Muskeln gekostet hat. „Früher spannten die Ärmel meines T-Shirts an den Oberarmen.“ Wegen der Proben hatte er keine Zeit zum Gewichte stemmen.

Wie ging es weiter mit der Schauspielkarriere? Er quengelte so lange bei Agenten und Castingagenturen, bis die ein Einsehen hatten. Und so wurde er zunächst Komparse in Fernsehkrimis, spielte in einem Film für arte mit und auch in einer Produktion gegen Drogenmissbrauch. „Das kam so nach und nach.“ Seine Mutter trieb ihn an. „Wenn ich auf dem Bett ein bisschen Chillen wollte, kam sie und sagte, ich soll den Text

lernen.“ Für das Antreiben ist er ihr heute dankbar. Seine Mutter rollt mit den Augen, lächelt schüchtern und verlässt Hüseyins kleines Zimmer mit den vielen Martial-Arts-DVDs im Regal und der Überdecke, die aussieht, als wäre sie ein Filmplakat für einen Kungfu-Film. Karate-Filme wird er wohl keine drehen. Aber vor kurzem spielte er die Episoden-Hauptrolle in einer neuen Serie mit Annette Frier. Demnächst will er in einer Schauspielschule eine Ausbildung anfangen und nebenher weiter auf der Bühne stehen. Jetzt entmutigen ihn nicht einmal Rollenabsagen mehr. Es wird weitergehen. Was wäre denn der nächste Schritt? „Ach, wenn Fatih Akin anrufen würde, das wäre schon groß.“

DAVID KLAMMER, Jg. 1961, lebt und arbeitet in Köln. Seit seinem Studium an der Folkwangschule fotografierte er frei für „Geo“, „stern“, das „Zeit-Magazin“ und „mare“. Im Jahr 2007 wurde er mit einem 3. Preis von World Press Photo ausgezeichnet.



„Ich bin Rashid“, auf der Bühne spielt Hüseyin Ekici den kriminellen Schüler, den Arabboy, der nirgendwo zu Hause ist. In der Collage aus intensiven Kammerspielartigen Szenen führen die drei Darsteller des Stücks den Zuschauern die Tristesse aus Heimatlosigkeit, Drogen, Gewalt und der Unterwerfung unter das Gesetz der Straße vor Augen.

„ICH BIN, WIE ICH BIN, DAS IST MUT.“

sondern mit harter Arbeit sogar auf der Bühne. „Bei all dem will ich nicht vergessen, dass ich von hier komme. Neukölln ist meine Heimat.“ Dieses Bekenntnis zu den Wurzeln macht ihn bei gleichaltrigen glaubwürdig.

Das Leben ist hart in der Neuköllner Szene. Dazu braucht man Muskeln, eine Menge Durchsetzungswillen und wohl auch eine gewisse kriminelle Energie. Dass das oft schiefeht, hat Hüseyin schnell kapiert. Viele seiner Cousins und Kumpels waren oder sind „auf Zelle“. Körperverletzung, Sachbeschädigung, Betäubungsmittel: das ganze Programm eben. Manchmal blitzt in Hüseyins Erzählungen das Erstaunen durch, dass ihm das erspart geblieben ist. Warum? Die Antwort kommt schnell und ohne zu überlegen: die Mutter. Seine Mutter hat ihn nie aufgegeben. Auch nicht, als das andere längst getan hatten. „Und ich kenne meine Grenzen“, fügt er hinzu. Wie er das sagt, schiebt er seine linke

Hand im Staccato der Silben vor der Brust seinem Zuhörer entgegen. Wieder und immer wieder. Die Rapper-Pose gefällt ihm.

Nicht immer waren ihm die Grenzen klar. Für die Sachbeschädigung damals musste er ein Jugendcafé ausfegen. Das hätte der Anfang vom Ende sein können. Er weiß es genau. Warum es anders kam? Hüseyins Mutter meldete den auffälligen 14-Jährigen damals in einer Aggressionstherapie an. Dort zeigte man ihm, dass es auch andere Arten gibt, sich selbst auszudrücken. Er hat's mit Malen versucht. Aber nicht lange. Dann kam er langsam auf die Schauspielerei. Für den Jäger im „Gestiefelten Kater“ war er zu alt. Aber Film, das könnte doch was sein.

Inzwischen sitzt Hüseyin im Salon Magic auf dem Frisierstuhl. Um ihn herum junge Türken, die auf den berühmten Jungen aus ihrem Kiez halb stolz und auch ein wenig neidisch sind. Auf dem Beistelltisch liegen die „Hürriyet“ von





david klammer | photographer

Clients:

AUDI Magazin

Birkenstock

DHL

GEO Magazin

Red Bull

RTL Group

Roche AG

SMP AG

SPIEGEL

STERN Magazin

Unity Media

Venista

david klammer | photographer

Jakob-Kneip-Str. 38
D-51105 Koeln
Germany
www.davidklammer.com
info@davidklammer.com
ph: +49-171-8379451

laif -Agentur für Photos & Reportagen
Merowinger Str. 5-7
D-50677 Koeln
ph: +49-221-27226-0